

Erscheint täglich außer Sonntagen  
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis  
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.  
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

## Spätausgabe des „Vorwärts“

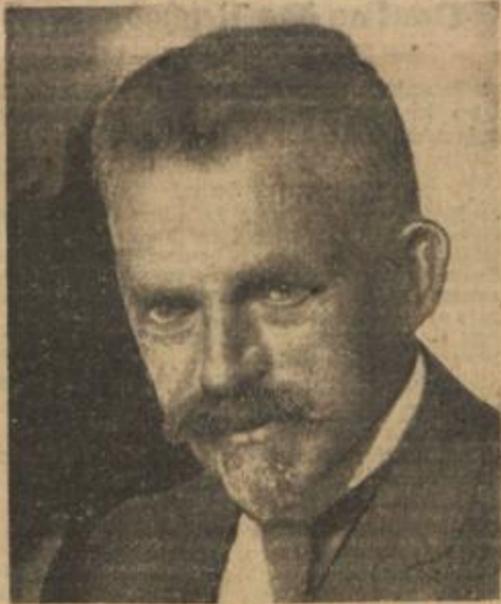
Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareilzeile  
80 Pf., Reklamezeile 8 M. Ermäßigungen nach Tarif.  
Verlag: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,  
Berlin Nr. 37 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

# Leipart schwer verunglückt.

## Autounglück auf der Auousbahn. — Auch Dr. Bachem verletzt.

Heute früh ist der Führer der Deutschen Gewerkschaften und der Vorsitzende des ADGB, Theodor Leipart, bei einem Autounglück auf der Auousbahn schwer verletzt worden. Leipart fand im St. Hildegard-Krankenhaus Aufnahme. Sein Zustand ist sehr ernst.

Leipart, der in Zehlendorf wohnt, wurde heute früh von dem Direktor der Arbeiterbank Dr. Bachem aus Nikolasee mit einem Dienstwagen der Bank von seinem Heim in der Großriedlung abgeholt. Bei der Fahrt nach Berlin, die gewohnheitsgemäß über die Auous ging, ereignete sich das schwere Unglück, das in seinen Einzelheiten noch nicht ganz geklärt ist. Vermutlich durch Herauspringen der Kuppelung und infolge eines Rad-schadens, verlor der Führer des Autos die Gewalt über die Steuerung. Am Kilometerstein 15,4 geriet der Wagen in hoher Fahrgeschwindigkeit auf



den Mittelstreifen der Auous und überschlug sich. Die Insassen, Theodor Leipart und Dr. Bachem, gerieten unter die Trümmer des Autos und wurden schwer verletzt. Der Chauffeur ein 34-jähriger Kurt Bahn kam mit leichten Verletzungen davon.

Leipart und Dr. Bachem wurden sofort in das St. Hildegard-Krankenhaus übergeführt. Während sich die Verletzungen Dr. Bachems als nicht sehr gefährlich herausstellten, ist der Zustand Leiparts ernst.

Wie uns kurz vor Redaktionsschluss auf Anfrage von dem behandelnden Arzt aus dem St. Hildegard-Krankenhaus mitgeteilt wurde, hat Leipart einen Schädelgrundbruch verbunden mit einer schweren Gehirnerschütterung und einem Oberschenkelbruch erlitten.

### Die angebliche Ursache.

Ueber die vermutliche Ursache des schweren Unfalls erfahren wir folgende Einzelheiten:

In dem von Leipart benutzten Wagen war eine Heizungsanlage eingebaut, die in der Weise arbeitete, daß die aus dem Motor kommenden heißen Verbrennungsgase vom Auspuffrohr durch eine besondere eiserne Leitung abgezweigt und in die Limousine geleitet wurden, um dann durch ein zweites Rohr in den Auspuffkopf geführt zu werden. Ein Vertreter der Autofirma, von der der ADGB den Wagen gekauft hatte, besichtigte unmittelbar nach dem Unfall das Fahrzeug und stellte dabei fest, daß eine der beiden Rohrleitungen, die zu dem Heizkörper im Innern der Limousine führten sich losgerissen und durch einen unglücklichen Zufall mit der Kardan-Welle in Berührung gekommen war. Die mit großer Kraft arbeitende Antriebswelle packte das Rohr, das sich festhielt und sich so um die Welle herumwickelte und den Wagen, stärker als es jede Bremse vermöchte hätte, im Zeitraum von vielleicht einer Sekunde blockierte. Durch den Unfall wurde die Kuppelung aus dem Wagen förmlich herausgerissen und ein Hinterrad zerbrach unter der Wucht des jähen Anhaltens. Die Polizei hat eine Untersuchung darüber eingeleitet, ob das Heizrohr am Auspuffkopf unsachgemäß angebracht war oder, ob hier ein Materialbruch und infolgedessen höhere Gewalt vorliegt.

# Aufmarsch der Sozialdemokratie!

## Bereit zum Kampf um das Rathaus.

Eine Kundgebung von imponierender Wucht wurde der Bezirksparteitag der Sozialdemokratie Groß-Berlins, der am Sonntag in erster Ruhe und vornehmer Sachlichkeit Stellung zu den bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen nahm. Wer da geglaubt hatte, daß die in harten Kämpfen gestählten Vertreter der großen Partei der schaffenden Arbeit sich durch das hysterische Geschrei einer sensationslüsternen Presse über Skarel-Skandal und ähnliches aus dem Geleis nüchterner Betrachtung notwendiger Dinge schleudern ließen, befindet sich in einem kaum noch erklärlichen Irrtum. Unsere Genossen wissen die Bedeutung dieser Skandalmasche richtig einzuschätzen. Und wenn sie die Wirkung der Sensationsmeldungen auf schwankende Gemüter auch nicht übersehen, so wissen sie doch, daß die Stärke der Sozialdemokratie in der Größe ihrer Ziele und in der festen Entschlossenheit ihrer Mitglieder liegt. Diese feste Entschlossenheit zum Kampf und zum Sieg kam auf dem Bezirkstag erfreulich klar zum Ausdruck. Daß sich die Genossen nicht verleiten ließen, auch ihrerseits Skandalpsychosen zu zeigen, dafür gebührt ihnen Dank und Anerkennung. Wir zweifeln nicht, daß ihre ruhige Unbeirrbarkeit sie zum Wahlerfolg am 17. November führen wird!

Der Bezirksverband Berlin der Sozialdemokratischen Partei hielt gestern in den Spichernsälen in Wilmersdorf einen außerordentlichen Bezirksparteitag ab, um die Aufstellung der Kandidaten für die Stadtverordnetenwahlen vorzunehmen. Der Vorsitzende, Genosse Künzler, gedachte bei der Eröffnung des bevorstehenden 75. Geburtstag Karl Kautskys und ordnete und erhielt den Auftrag, dem Genossen Kautsky, der viele Jahrzehnte in Berlin Mitglied der Partei war, herzlichste Glückwünsche nach Wien zu schicken.

Der Bezirksparteitag hörte dann ein Referat des Stadtverordnetenvorstehers Genossen Hoff über:

### Die Wahlen am 17. November.

Nach der ungeheuren, aufbauenden Arbeit, die die Sozialdemokratie in Berlin geleistet hat, führte Genosse Hoff aus, ist mit einem guten Erfolg bei Wahlen zu rechnen. Unsere kommunalpolitischen Erfolge sollen jetzt aber durch den Skarel-Skandal künstlich zurückgedrängt werden. Hoff stellte die politische Seite dieser Affäre heraus, zeigte, wie die bürgerliche Presse es bewußt so darstellt, als habe die Linksmehrheit in Stadtparlament Schuld an den Vorkommnissen. Man verschiebe absichtlich die Grundlage des Skandals in der Hoffnung, politische Geschäfte vor und bei den Wahlen zu machen. Das ist vor großen politischen Ereignissen noch immer so gewesen. Es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Lügenkampagne eine augenblickliche Verwirrung in der Bevölkerung herbeigeführt wurde. Aber auch gegen die öffentliche Wirtschaft rennen die bürgerlichen Parteien an. Ihnen ist der Fall Skarel neuer Anlaß, die öffentliche Wirtschaft zu bekämpfen und das hohe Lied der Privatwirtschaft zu singen. Besonders die Demokratische Partei stellt sich als Aufreiter im Streit, weil sie befürchtet, Stimmen und Mandate an die Wirtschaftspartei zu verlieren. Die bürgerlichen Parteien sehen in dem Anwachsen und in der Förderung der öffentlichen Wirtschaft eine Beschränkung des kapitalistischen Privatprofits.

Angefangen von den bürgerlichen Fraktionen im Rathaus bis zur Reichsbank und ihrer Anleihenpolitik für die Gemeinden: ist die kapitalistische Einheitsfront gegen die Sozialdemokratie in den Kommunen!

Man weiß, daß die Sozialdemokratie die alleinige Trägerin und Befürworterin der Gemeinwirtschaft ist und deshalb geht der Kampf gegen unsere Partei. Der größte Skandal ist, daß sich Kommunisten und Rechtsparteien im Stadtparlament die Hände gegenseitig zuwaschen, um gemeinsam Wirkungen gegen die Sozialdemokratie zu erzielen. So wurde auch im Fall Skarel gemeinsam von rechts und links auf unsere Partei abgeschoben, obwohl

jetzt schon feststeht, daß keine einzelne Partei — am allerwenigsten die Sozialdemokratie — für offene Betrügereien verantwortlich gemacht werden kann. Unsere Stellung zu den Betrügereien des Skarels ist klar: Wir haben erklärt, daß wir gegen Parteigenossen, deren Mitschuld feststeht, rücksichtslos vorgehen werden.

Damit ist für uns die politische Seite der Angelegenheit erledigt, die weitere Untersuchung und die Ermittlung der wahren Schuldigen ist Sache der Gerichte und Disziplinarbehörden.

Gerade die, die jetzt mit allen Mitteln gegen die Sozialdemokratie kämpfen, haben in ihren eigenen Reihen soviel Affären zu vereinigen (Kalfjeisen, Frankfurter Versicherungsskandal!), daß sie wirklich nicht nur den kommunalpolitischen Skandal der Skarels sehen sollten.

Genosse Hoff ging dann näher auf die

### kommunale Wirksamkeit der Sozialdemokratie

in Berlin ein. Im Mittelpunkt der sachlichen Würdigung kommunaler Arbeitsleistung wird unabweislich die Tätigkeit der Sozialdemokratie sein. Obwohl die Größe und der Umfang Berlins die mancher Provinz übertreffen, ist Berlin von behördlichen Aufsichtsinstanzen depotentierte wie die kleinste Stadt im Lande, ist seine Verwaltung in jeder Richtung gehindert und eingeschränkt. Hätte Berlin die Selbständigkeit wie etwa Hamburg, es könnte Leistungen vollbringen, die beispiellos daständen. So mußte auch der bestbelegte Erfolg bitter erkämpft werden, gegen deutschnationalistische Städtefeinde sowohl wie gegen unberechenbare Kommunisten. Die sogenannten Linksmehrheit konnte zu positiver Arbeit nicht ausgenutzt werden, weil die Kommunisten wohl allem zustimmen, was ihnen in den Kram paßt, daß sie aber bei der Bewilligung der Mittel der Sozialdemokratie überließen, sich Bundesgenossen bei der bürgerlichen Mitte zu suchen. Diese „Politik“ der Kommunisten ist also reine Agitationspolitik, deren Auswirkungen noch verschärft wurden durch das Hand-in-Hand-Arbeiten der Flügelparteien. So war es an der Sozialdemokratie, alles Große im kommunalen Fortschritt selbst anzuregen und sich Bundesgenossen für die Durchführung zu suchen. Die Förderung des Wohnungsbaus, der Ausbau des Verkehrs, die Arbeit in der Jugend- und Wohlfahrtspflege, die Förderung der städtischen Werke und vieles andere ist

### das Werk der Sozialdemokratie.

Wenn wir dabei für eine Demokratisierung der Verwaltung durch eine verständige Personalpolitik sorgten, so betrieben wir eben eine Kommunalpolitik, die sich vor aller Welt sehen lassen kann. Wenn dabei manches Anlaß zur Kritik gab, nun dann: die Sozialdemokratie ist seit ihrem Bestehen an der Verwaltungsarbeit ausgeschloffen gewesen, jetzt hat sie Neuland vor sich, aber sie braucht sich ihrer geleisteten Arbeit und ihrer Erfolge nicht zu schämen. Sie kann sie überall und jederzeit vertreten, und wir werden sie gegen alle Angriffe verteidigen!

Genosse Hoff wandte sich dann kurz gegen das Geschrei in der Öffentlichkeit über Berlins Schuldenlast. Er zeigte an Hand einwandfreier, statistischen Materials, daß von einer Ueber-schuldung keine Rede sein kann, daß vielmehr Berlin seine Verwaltung und Werke modernisieren mußte und daß dazu natürlich Geld und nochmals Geld nötig war. Die Industrie, die selbst in den letzten Jahren 61 Milliarden Mark Kredite aufnahm und in ihre Betriebe hineinsteckte, hat kein Recht, der Stadt Berlin wegen der gleichen Bestrebungen Borwürfe zu machen.

Unsere sachliche Arbeit in der Kommune kann sich sehen lassen. Wenn die bürgerlichen Parteien ihre bisherige Mitarbeit jetzt verleugnen wollen, um gegen uns hehen zu können, so sind sie eben als Gegner zu betrachten und zu bekämpfen. Die bürgerlichen Parteien wollen bei der bevorstehenden Neuwahl des Magistrats und der Bezirksämter ihren Einfluß erweitern. Sie hoffen dabei auf die Hilfe der Kommunisten, die ihnen bisher fast nie verweigert wurde. Unsere Politik gilt der Stärkung der sozialen Stellung der arbeitenden Massen; wir haben viel erreicht, und besonders in der Werbemasche werden wir zeigen, was erreicht wurde. Wir haben das Vertrauen zu den arbeitenden Massen, daß unsere Erfolge, aber auch die Schwierigkeiten anerkannt werden, und daß die Massen uns folgen werden. Wir haben in der Berliner Kommunalpolitik ein Stück Klassenkampf zu leisten. Genossen! Sorgen

Sie dafür, daß am 17. November der Sieg unser wird! (Lebhaftes Bravo und Händeklatschen.)

Eine Diskussion über das Referat wurde nicht gewünscht. Genosse Künstler begründete dann folgende Resolution des Bezirksvorstandes:

Die kräftigsten Bemühungen der Kommunistischen Partei, der bürgerlichen Parteien und ihrer Presse, der Sozialdemokratie die Schuld an dem Sklarek-Skandal zuzuschreiben, können nicht aus der Welt schaffen, daß der sich heute noch zu den Grundfragen der Kommunistischen Partei bekennende Stadtrat Gabel die kommunalpolitische Verantwortung für die Entwicklung der Sklarek-Affäre trägt.

Der Bezirksrat kann das Verhalten derjenigen Parteimitglieder nicht billigen, die einen Gesellschaftsvertreter pflegen, der das Ansehen der Partei in der Öffentlichkeit schädigt.

Der Bezirksrat begrüßt die Erklärung des Bezirksvorstandes, monach jedes Mitglied rücksichtslos aus der Partei zu entfernen ist, in bezug auf welches in Verbindung mit der Affäre Sklarek Tatsachen festgestellt werden, die den Grundfragen der Partei widersprechen.

Künstler betont, die Sozialdemokratie habe keinen Anlaß zur Revidibilität, keinem Mitglied der Partei sind bisher kriminelle oder geschäftsmoralische Verfehlungen im Falle Sklarek nachgewiesen worden; sollte es in der Zukunft der Fall sein, so wird die Organisation gegen ihn vorzugehen wissen. Genosse Künstler beleuchtete dann kurz die politische Seite der Angelegenheit und zeigte, wie gerade die Demokraten und ihre Presse die Affäre gegen uns ausnützten. Vielleicht sei auch eine Klärung im Reichsbanner einmal nötig. (Bravo.)

Die Resolution des Bezirksvorstandes wurde ohne Aussprache einstimmig angenommen. Ebenso einstimmig gelangten folgende Anträge zur Annahme:

1. Der Vorstand der Stadtverordnetenfraktion ist verpflichtet, vor wichtigen Entscheidungen die Stellungnahme des Bezirksvorstandes herbeizuführen. Das gilt bei Personalveränderungen in allen Fällen, die für die Gemeinde von besonderer Bedeutung sind. (Antrag des erweiterten Bezirksvorstandes.)

2. Doppelmandate sind nur mit Zustimmung des Bezirkstages zulässig. (Von der Versammlung eingebracht.)

Der Bezirksrat kam dann zur Bestätigung der Kandidatenlisten zur Stadtverordnetenwahl. Alle Listen, auch die Stadtlisten und die Liste für die Stadträte, wurden ohne Debatte genehmigt.

Im Schlußwort sagte Genosse Künstler: Unsere Gegner haben gehofft, daß eine große Debatte über die Kandidatenlisten entbrennen wird; der Verlauf des Bezirkstages hat bewiesen, daß die Berliner Sozialdemokratie einig wie stets ist. Daß die Hoffnungen unserer Gegner auch im Wahlkampf zunichte werden, dafür zu sorgen ist die Aufgabe der Genossen in der Agitation.

Mit einem begeistert ausgenommenen Hoch auf die Sozialdemokratische Partei wurde der Bezirksrat geschlossen.

## Rheinland gegen Inflationsbegehren.

Rundfunkrede des Reichsjustizministers.

Köln, 13. Oktober.

Vor dem Rundfunk hielt der Reichsjustizminister am Sonntagabend eine Rede, in der er u. a. ausführte: Gerade das Rheinland beschleht schwere Sorge um die politische Entwicklung, die das Volksbegehren einleiten will. Die Männer des Volksbegehrens erkennen nicht, daß der Kampf um den Rhein durch dieses Volksbegehren schwer gefährdet wird. Es ist für jeden Verständigen klar, daß Beschlüsse des deutschen Parlaments oder der deutschen Regierung Artikel des Versailler Vertrages

nicht einseitig außer Kraft setzen können.

Nur dank einer durch zehn Jahre fortgeführten konsequenten Politik ist es durch Verhandlungen im Haag erreicht worden, daß am 30. Juni 1930 kein fremder Soldat mehr auf deutschem Boden steht. Die schmerzliche und bittere Tatsache des Verlustes des Weltkrieges ist leider Wahrheit. Wahr ist auch, daß die noch bestehenden und auch die schon geräumten Gebiete bei Nichterfüllung unserer Verpflichtungen

sofort durch die alliierten und assoziierten Truppen noch dem Gewaltfrieden wieder besetzt werden können.

Die Forderung des Volksbegehrens, das sich Geßel gegen die Verklammerung nennt, bedeutet daher nichts anderes als neue Verklammerung des Rheinlandes. Diese Erkenntnis hat nichts zu tun mit der im Versailler Vertrag Deutschland fälschlich zugeschobenen Kriegsschuld. Deutschland hat niemals die Kleinschuld am Kriege anerkannt. Jede deutsche Regierung hat diese These des Versailler Vertrages zurückgewiesen, und in diesem Kampfe gegen die Schuldfrage ist das Volk einig. Ebert hat die Kriegsschuldfrage zurückgewiesen. Hindenburg hat es getan. Noch vor wenigen Monaten hat die gegenwärtige Regierung die zehnjährige Wiederkehr des Tages der Unterzeichnung des Versailler Vertrages zum Anlaß genommen, eine feierliche

Verwahrung gegen die Kriegsschuldfrage

zu erheben. Das deutsche Volk ist darin einig, die Welt aufzuklären, daß wir das Schuldverleihen zerreißen dürfen. Diese Stunde wird kommen. Aber auch die dann erreichte förmliche Aufhebung des Schuldparagraphen wird keine Zerreißen des auf dem Verlust des Krieges beruhenden Versailler Vertrages und somit auch keine endgültige Ausschaltung der Reparationsleistungen bedeuten.

Die Agitatoren des Volksbegehrens behaupten, daß nach dem Young-Plan deutsche Männer und deutsche Frauen auf Wunsch der Gläubiger exportiert werden können. Mit solchen Argumenten zu agitieren, die den Stempel der Unwahrheit an der Stirn tragen, ist eines deutschen Mannes unwürdig. Es ist eine

ungeheuerliche Lüge, eine Gemeinheit, die nur Leute verbreiten können, die nicht ehrlischer Gesinnung sind.

Außer neuer Unfreiheit, neuer Verklammerung muß das deutsche Volk durch das Volksbegehren neuem Niedergang der schwer ringenden Wirtschaft, neuem Elend breiterer Volksmassen entgegensehen. Kein deutsches Land wird wieder mehr leiden als das schwer gepflügte Land an Rhein und Ruhr. Unfreiheit, wirtschaftliches Elend wird über Rheinland kommen, wenn wir Frankreich, das durch die Befehung der Pfalz, Rhein-Preußens und der Saar eini den Schmel seiner Vormachtstellung am Rhein gewonnen hatte, neue Möglichkeiten geben im Schicksalskampf um den Rhein, statt daß wir den Weg zur Verständigung wählen. Diese neuen Möglichkeiten für Frankreich schafft das Volksbegehren. Es ist ungeheuerlich, daß das Volksbegehren die bisher geführte Außen-

politik der Republik in seinem Paragraphen 4 zum Landesverrat erklärt.

... Es ist ungeheuerlich, daß die Reichsminister, die diese Ergebnisse erzielt haben,

für zuchthausreif erklärt

werden, eine Bestimmung, die nach der ersten Fassung des Volksbegehrens sich auch auf den Reichspräsidenten erstreckte, während nach der neuen Fassung des Paragraphen 4 der Reichspräsident zu einer bloßen Dekoration herabgewürdigt wird.

Deshalb deutsche Frauen, deutsche Männer: Gegen das Volksbegehren! Gegen dieses sogenannte Freiheitsgesetz, das uns, das den deutschen Rhein wieder in Unfreiheit führen muß. Keine Unterschrift für das Volksbegehren!

## Fast eine Million Mitglieder Unser Weg

1. 1. 1926	806 268
1. 1. 1927	823 520
1. 1. 1928	867 671
1. 1. 1929	937 381
31. 3. 1929	949 307
30. 6. 1929	957 692

## zur ersten Million!

Die Mitgliederbewegung der Sozialdemokratischen Partei ist der Beweis für das Vertrauen des schaffenden Volkes!

Stärkt die Reihen der Sozialdemokratie!  
Eine Million Mitglieder ist das Ziel dieser  
Werbewoche!

### „Montags“-Nech!

Man hat auf Guérard — und trifft Hugenberg.

„Der Montag“ des Herrn Hugenberg beschäftigt sich auf seiner ersten Seite mit der Rede, die der Reichsjustizminister von Guérard gestern im Rundfunk gehalten hat, und schreibt dazu:

Am ungeheuerlichsten aber ist der Satz des Reichsjustizministers, daß die Nichterfüllung der deutschen Reparationsverpflichtungen die Wiederbekehrung deutschen Gebietes zur Folge haben würde.

Das ist das Stichwort, auf das man in Frankreich wartet.

nicht etwa für den Fall einer Zurückweisung des Young-Planes durch das deutsche Volk, wohl aber für den unbedingt eintretenden Fall wartet, daß ein vom deutschen Volk angenommener Young-Plan nicht mehr durchgeführt werden kann.

Der Reichsjustizminister weiß genau, daß Deutschland den Young-Plan nicht einmal wenige Jahre lang durchführen kann. Die Regierung, die für diese Erklärung des Reichsjustizministers die Verantwortung trägt, ist nicht zu beneiden. Die Stimmen derer, die in großer Zahl auf der Redaktion des „Montag“ sofort nach der Rede des Reichsjustizministers gegen diesen Satz Einspruch erhoben haben, sind das erste Zeichen einer Volksbewegung gegen eine Propaganda, die allmählich jede Ueberlegung verloren hat.

Soweit ist alles ganz schön. Aber der Schreck fährt einem ins Gebein, wenn man das Blatt umschlägt und auf der zweiten Seite einen Bericht über Hugenbergs Sonntagsrede in Reustadt a. d. Haardt findet, in dem es heißt:

### Pfänder und Sanktionen drohen!

Wenn wir nicht erfüllen können — und niemand glaubt ernstlich, daß wir den Young-Plan durchführen können —, dann wird der Gegner wieder Pfänder fordern und mit Sanktionen kommen. Das erste Pfand, auf das er die Hand legen wird, wird die Reichsbahn sein. Noch ist der Paragraph des Versailler Vertrages nicht aufgehoben, wonach besetzte Gebiete bei Nichterfüllung wieder besetzt werden können. Noch bestehen die Sanktionen des Versailler Vertrages fort. Und wenn neue Sanktionen kommen, dann wird auch der Vole im Osten nicht fehlen.

Wer hat nun Frankreich — und Polen dazu — „das Stichwort gegeben, auf das sie schon lange warten?“ Guérard oder Hugenberg?

Wer ist „für die Verantwortung, die sie trägt, nicht zu beneiden?“ Die Regierung oder die deutschnationale Parteileitung?

Gegen wen haben sich „die Stimmen, die in großer Zahl sofort bei der Redaktion des „Montag“ Einspruch erhoben haben“, nun gerichtet, gegen Guérard oder gegen Hugenberg?

Und wer treibt „eine Propaganda, die allmählich jede Ueberlegung verloren hat?“

Das tut natürlich die Redaktion des „Montag“, die an Guérard verlegt, was sie an Hugenberg verhehrt.

## Der Vampir von Düsseldorf.

Eine neue Bluttat.

Die Reihe der Düsseldorfer Bluttaten ist wieder um eine neue vermehrt worden. Auf einer Wiese bei Geesheim wurde am Sonnabend morgen um 7 Uhr ein zunächst unbekanntes Mädchen mit schweren Kopferletzungen aufgefunden.

Die Tatortbesichtigung ergab, daß der Mörder da. Mädchen auf einem Feldwege, der an der Wiese vorbeiführt, angefallen und in die Wiese geschleppt hat. Das Mädchen, das im Krankenhaus liegt, ist noch nicht wieder zur Besinnung gekommen, es ist

aber inzwischen gelungen, ihre Persönlichkeit festzustellen. Sie ist eine am 16. Juni 1907 zu Recklinghausen geborene Elisabeth Doerrier. Sie war zuletzt ohne Wohnung und suchte Männerbekanntschaften. Der Täter hat ihr mit einem stumpfen Instrument acht schwere Verletzungen am Kopfe beigebracht, ihr Leben ist gefährdet. Das Verbrechen an der Doerrier zeigt überraschende Ähnlichkeit mit dem Fall der Hausangestellten Ida Reuther aus Barmen, die am 30. September, auch in den Morgenstunden, auf den Rheinwiesen bei Oberkassel ermordet aufgefunden wurde. Inzwischen ist festgestellt, daß der Reuther ein sogenannter kleiner Stadtkoffer aus Sulcauf geflohen wurde. Er enthielt Schlüssel, Portemonnaie und außer Kleinigkeiten einen Reparaturzettel für eine Uhr von einem Uhrmacher in Barmen. Für die anormale Veranlagung des Täters spricht die Tatsache, daß er die Unterkleider der Ermordeten mitgenommen hat. Wenn er sich auch des Koffers und seines Inhaltes entledigen wird, so wird er die Kleidungsstücke wahrscheinlich behalten. Von den zuständigen Behörden ist jetzt wieder eine Belohnung von 3000 M. ausgesetzt worden, die für Mitteilungen aus dem Publikum bestimmt ist. Von Düsseldorf aus sind sämtliche deutsche Polizeibehörden um Mitarbeit ersucht worden. Da man über die Person des Täters noch nicht klar ist, so richtet sich die Fahndung auf Personen, die als Sittlichkeitsverbrecher bekannt sind oder die im Verdacht gestanden haben, ähnlich geartete Verbrechen verübt zu haben. Da die Doerrier sich erst kurze Zeit in Düsseldorf aufgehalten haben kann, so wird nach ihrem früheren Aufenthalt und Verkehr geforscht werden.

## Eine neue Sensation.

Keine Verschiebung der Berliner Wahlen.

Bei der Jagd nach Sensationen zur Ausschaltung der Sklarek-Affäre ist man jetzt auf etwas ganz Neues gekommen. Ein Berliner Montagblatt verbreitete bereits am Sonntagabend in sensationeller Aufmachung die Meldung, daß in Kreisen der preussischen Regierung eine Verschiebung der Berliner Kommunalwahlen geplant sei. Hugenbergs Montagblatt schlussfolgert aus dieser Sensationsmeldung: „Die Linke möchte die Entscheidung vertagen.“ In Wirklichkeit ist der Gedanke einer Vertagung der Berliner Kommunalwahlen in maßgebenden Kreisen der preussischen Regierung nicht einmal erwogen worden. Die Berliner Kommunalwahlen finden ebenso wie die Kommunalwahlen im Reich am 17. November statt. Die Meldung von einer in Aussicht genommenen Vertagung ist erfunden.

Auch in dem uns nahestehenden Kreisen der Berliner Stadtverordneten hat kein Mensch auch nur im Traume an eine Verschiebung der Stadtverordnetenwahlen gedacht. Hugenbergs Leute möchten wohl mit dem Schwindel, daß die Linke „die Entscheidung vertagen“ will, Geschäfte machen?

## Dank an das Reichsbanner.

Ein Brief der Frau Strefemann.

Der Gauverband Berlin des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold erhielt das folgende Dankschreiben der Gattin des verstorbenen Reichsaußenministers Dr. Strefemann:

Berlin, den 11. Oktober 1929.

Sehr geehrte Herren!

Das Reichsbanner hat seiner Teilnahme an dem Hinscheiden meines Mannes in so ehrender Form Ausdruck gegeben, daß es mich drängt, Ihnen meinen und meiner Söhne herzlichsten Dank zum Ausdruck zu bringen. Es hat mich tief ergriffen, daß am Reichstag und in den Straßen von Berlin Ihre Angehörigen Ehrenpallier gebildet und die Fahnen vor dem Tote gekniet haben, der sich eng verbunden fühlte mit allen Deutschen, denen die Erhaltung und Stärkung des Staates Aufgabe und Ziel ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Käte Strefemann.

Die Rheinlandkommission hat in Wiesbaden durch einen besonderen Ausschuss verschiedene Gebäude besichtigen lassen, ob sie für ihre Zwecke geeignet sind.

Weiterer Abmarsch englischer Truppen. Am Sonnabend verließ das zweite Bataillon des britischen Infanterieregiments Royal Welch Fusiliers, 600 Mann stark, seine bisherige Garnison Biebrich. Am Sonntag rückten die Prince of Wales Volunteers, ebenfalls 600 Mann stark, ab.

## Der Abend

ist die Spätausgabe des „Vorwärts“. Das Blatt ist bei den Straßenhändlern, an den Zeitungskiosken und in den Bahnhofsbuchhandlungen zum Preise von 10 Pf. zu haben.

Außerordentlich vorteilhaft ist ein Abonnement des „Vorwärts“, dessen Lesern der „Abend“ ohne besondere Vergütung ins Haus geliefert wird. „Vorwärts“ und „Abend“, von denen 12 Nummern wöchentlich erscheinen, kosten zusammen nur 85 Pf. die Woche oder 3,60 M. den Monat.

Ich abonniere den „Vorwärts“ (und die Abendausgabe für Berlin „Der Abend“) mit den illustrierten Beilagen „Volk und Zeit“ und „Kinderfreund“ sowie den Beilagen „Unterhaltung und Wissen“, „Frauenstimme“, „Technik“, „Bild in die Bücherwelt“ und „Jugend-Vorwärts“ in Groß-Berlin täglich frei ins Haus.

(Monatlich 3,60 M., wöchentlich 85 Pf.)

Name \_\_\_\_\_

Wohnung \_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_ Straße Nr. \_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_ Hof — Übergab — Seltens. — Tr. links — rechts

Ausfüllen und einsenden an den Verlag des „Vorwärts“, Berlin SW 68, Lindenstraße 3.

# Arbeiterherrschaft in Australien

40 von 61 Mandaten errungen / Für das Schlichtungswesen

London, 14. Oktober. (Eigenbericht.)

Die Wahlen zum Bundsparlament von Australien haben einen beispiellosen Sieg der Arbeiterpartei ergeben. Die Koalitionsregierung, die aus Nationalisten und Landespartei bestand und 11 Stimmen Mehrheit im Parlament besaß, ist vernichtend geschlagen worden. Nach den bisher vorliegenden Ergebnissen aus 61 von 75 Wahlkreisen hat die Arbeiterpartei 40 Mandate erhalten. Die Nationalisten erhalten 10, die Landespartei 6 und die linksbürgerlichen „Parteilosen“ 3 Mandate. Die Arbeiterpartei rechnet mit mindestens weiteren 4 Siegen aus den noch ausstehenden 14 Wahlkreisen. Auf jeden Fall wird die Arbeiterpartei im neuen Parlament eine

## bedeutende Mehrheit über alle anderen Parteien zusammen

haben. Die Bildung einer Arbeiterregierung mit Scullin als Premierminister und Theodore als Schatzkanzler ist als sicher zu betrachten. Scullin ist 53 Jahre alt und war früher Journalist. Er hat bisher noch keine Regierung angeführt. Die Schwere der Niederlage der Regierung ergibt sich aus der Tatsache, daß vier Kabinettsmitglieder ihre Mandate verloren haben: der Finanzminister Marr, der Postminister Gibson, der Wahlrechtsminister Howe und der Innenminister Abbot. Viele Kreise, die bisher als nationalistische Hochburgen galten, sind mit Mehrheiten von vielen tausend Stimmen der Arbeiterpartei zugefallen. Andere Mandate hat die Regierungspartei nur mit ganz geringen Mehrheiten halten können. Überall haben sich die Stimmen der Arbeiterpartei vervielfacht. Die Arbeiterführer hatten einen Erfolg erwartet, sind aber nach ihren eigenen Angaben von der Größe ihres Sieges selbst überrascht. Der Sieg ist um so bedeutender, als

## der Wahlkampf ausschließlich um eine gewerkschaftliche Frage ausgefochten

wurde. Es handelt sich um die Entscheidung der Wählerschaft über den Versuch der Regierung, das System der bundesgesetzlichen Schlichtung von Arbeitskonflikten abzuschaffen. Die Arbeiterpartei, die sich diesem Versuch widersetzt und dadurch die Parlamentsauflösung erzwang, hat also ihren Sieg mit einer rein sozialistischen Wahlparole gewonnen. Die Bildung einer Arbeiterregierung in Australien dürfte auch für die britische Außenpolitik von großer Bedeutung sein. Unter anderem spielt in den gegenwärtigen englisch-amerikanischen Abrüstungsverhandlungen

## die australische Flotte

eine nicht unbedeutende Rolle. Auf diese Frage bezieht sich offenbar die Erklärung des Londoner „Daily Herald“: „Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß Australien zu einer Zeit unter die Kontrolle der Arbeiterpartei kommt, wo auch in London eine Arbeiterregierung im Amt ist. Der künftige australische Ministerpräsident sagte kurz vor den Wahlen in einem Interview mit dem „Daily Herald“, daß eine australische Arbeiterregierung mit aller Kraft die Bemühungen der Regierung Macdonald für die Sicherung des Weltfriedens unterstützen würde.“

# Faschistischer Kleinrieg.

## Betrüger als Spigel.

Die Generale im faschistischen Kleinrieg sind die Spigel; in jedem Sinne trägt jeder Faschist den Kommandostab im Tornister. Es kam einem Schwarzhemd das Strafrecht schon bis an den Hals gehen, immer steht es ihm frei, sich der ehrenhaften Gübe der Spigel anzuschließen, vor deren Tür jeder Richter halt macht. Ein Verwalter der Familie Papafava, einer alten Adelsfamilie von Padua, war wegen Unterschlagungen im Betrag von mehreren Millionen nach Spanien geflüchtet. Von da aus kam ihm der Gedanke, diese hochherrliche und konservative Familie des Antifaschismus zu beschuldigen. In jedem anderen Lande wäre eine

## Anzeige eines flüchtigen Diebes und Betrügers gegen die von ihm Geschädigten

unbeachtet geblieben. Dem Faschismus lief das Wasser im Munde zusammen, und die Polizei begann sofort eine Hausdurchsuchung im Palast Papafava, in demselben Palast, in dem der König bei der Jahrestagfeier der Universität Padua zu Gast war und der im Jahre 1918 den französischen Generalstab beherbergt hatte. Die Hausdurchsuchung dauerte zwölf volle Tage, da es sich um einen großen alten Palast handelte. Obwohl man noch andere Verwondte des Hauses in die Raueaktion des Diebes, als deren Ausführer die Polizei fungierte, hineinzieht, blieb alles erfolglos. Trotzdem kann der nächste Spigel, der aus dem Ausland oder aus dem Gefängnis seine Anklagen schleudert, wieder auf prompte Bedienung rechnen.

Am 27. September sprach eine römische Bildhauerin, Fräulein Butteri, auf der Straße mit einem Bekannten, der der faschistischen Miliz angehörte. Dieser riet ihr, den verstorbenen Bildhauer D'Allegaris zur Einreichung eines Gnadengesuchs zu bewegen. Sie lehnte die Zumutung mit scharfen Worten ab, worauf der Kanakler im Schwarzhemd die Dame wegen Mussolini-Beleidigung anzeigte. Der Fall kommt vor das Spezialgericht.

Billiger kam, der Pariser „Albert“ zufolge, ein Arbeiter mit Namen Copa davon, der wegen Singens der „Roten Fahne“ vor die Mailänder Geschworenen gebracht wurde, so daß er mit fünf Monaten Gefängnis davonkam, während ihm das Spezialgericht mindestens ein Jahr Zuchthaus zugeteilt hätte.

Ein in Paris lebender politischer Emigrierter, Pietro Montasini, hatte dem Podesta von Reggio Emilia einen Protest überreicht gegen die Umtaufung einer Straße der Stadt, die aus Via Casati in Via Crispi geworden war. Ergebnis: sechs Monate Gefängnis. Wenn sich dereinst die Schwarzhemden zu dem längst fälligen Rendezvous in Paris einfinden, können sie sich den Wissetäter holen. Vorher dürften sie ihn kaum erwischen.

# Der Tag des proletarischen Kindes.

## Ein Vorschlag der Erziehungs-Internationale.

Prag, 14. Oktober. (Eigenbericht.)

Unter dem Vorsitz von Max Winter, Wien fand in Prag eine Sitzung der Sozialistischen Erziehungs-Internationale statt. In der Debatte wurde der Wunsch geäußert, daß der Erziehungsausschuß der SED zu seinen Beratungen stets Vertreter der Sozialistischen Jugend-Internationale und der Erziehungs-Internationale hinzuziehen möge. Allgemein wurde der Meinung Ausdruck gegeben, daß keine Organisation ein Privileg der körperlichen oder der geistigen Erziehung habe. Beschlossen wurde die Schaffung einer Weltbewegung und die Verpfichtung aller angeschlossenen Verbände, alljährlich einen Kindertag zu feiern, der unter dem Namen „Tag des proletarischen Kindes“ in den Monaten Mai oder Juni stattfinden soll.

# Theater, Tanz, Musik.

## Aktuelle Bühne.

### „Stadel, der schwarze Reichswehrmann.“

Die Volksbühne, Piscator, die Staatstheater und das Theater am Schiffbauerdamm versprechen, die Sonntagsfreude für Theaterfreunde durch die Vorstellung junger Dramatiker zu erhöhen. Die „Aktuelle Bühne“ kommt allen zuvor und führt im Lessingtheater auf: „Stadel, der schwarze Reichswehrmann“, von Dedoen Horváth, einem Ungarn, der geistig in Deutschland Heimat sucht. Der Dichter und sein Thema sind gewiß aktuell. Der Reichsinnenminister Sengering setzte sich denn auch in die Loge, um zu lernen. Man begreift auch bald, daß der Dichter Horváth, dessen Talent die Volksbühne vor einigen Monaten erwiderte, nicht poetisch spielen, sondern der gemeinen Vergangenheit und Gegenwart auf den Schädel hauen will.

Des Dichters Bestimmung ist zuverlässig. Ein normales Quantum Galle ist vorhanden. Der Dramatiker will eine „Historie aus dem Zeitalter der Inflation“ auf die Bühne bringen.

Obwohl eine Frau geküßt, obwohl ein Pazifist beinahe erschlagen wird, sehen und hören wir drei Akte lang satirische Anspielungen auf allerley Sorgen und Ereignisse.

In dem Epilog des Stückes schmeitert der Drahtzieher der Hofentzweiher zum Portale hinunter: „Es gibt keine schwarze Reichswehr!“ Reht weiß jeder, der Minister und auch der Kameradenters des Dichters, wo Dedoen Horváth hinaus will.

Die Hofentzweiher sitzen am Aneipisch, selbstgraue Uniform am Leib. Die Kellnerin füllt die Gläser und fragt: „Sind die Herren Soldaten?“ Die Herren antworten: „Nein, wir haben uns nur noch nicht seit dem Krieg umgezogen.“ Solch zweideutiger Satz ist deutlich. Der Kommandant wird gesprochen. Einer von den Leuten ist modelliert nach jenem Anaprot, der mit Bärenlagern abstrafte, was nicht auf Organisation Consul und Kapitän Ehrhardt schwor. Der Kapitän selbst erscheint, wenn auch unter einem anderen Namen, so doch mit feinstem anderen zu verwechseln. Und dann kommt Stadel — S wie Siegfried, S wie Ludendorff. Er war zwölf Jahre alt, als die Landsturmeute in den Krieg geholt wurden. Stadel will Kellner werden. Eine Kriegswitwe, die noch nicht allein schlafen mag, hindert ihn daran. Sie nimmt ihn in ihre Zweizimmerwohnung, sie ernährt ihn mit ihrer Hände Arbeit. Der Junge dankt, indem er ihr Millionenheine kauft und sich andere Mädchen kauft. Außerdem hat Stadel den Hang zum schwarzen Militär. Aber die Witwe will ihn nicht lassen. Sie braucht etwas Kräftiges für ihre reiferen Jahre. Da der Junge zu den jüngeren Wädeln will, zeigt er all seine Schuftigkeit und denunziert die Witwe, sie könnte die Schwarzen bei der Reichsregierung verpflegen. Kurzer Prozeß machen die Schwarzen, und es verrückt das anständigste unschuldigste Weib. Am Schluß werden die Schwarzen von der regulären Reichswehr eingekreist. Die meisten sind keine Helden und drücken sich. Auf Posten bleiben nur der Hauptmann und Stadel. Mit einer Kugel im Leib fallen sie auf die Raie. Stadel stirbt und weiß gar nicht, warum. Er war noch zu grün für all den Unfinn.

Horváth's Talent ist unbestreitbar, doch er meint zu Unrecht, daß sein aktuelles Stück in die Theatergeschichte eingehen wird. Er meint es ernst, doch er macht es sich zu leicht. Er improvisiert seine handfesten Leit-, Lebens- und Weltanschauungsätze und verzichtet darauf, die künstlerische Einleitung des Problems sorgfältig auszuarbeiten. Er ist nicht fleißig genug, er kann aber auch nicht Faulheit durch blendendes Genie erlösen. Trophem reißt er seine dramatische Frühgeburt aus dem Gehirn, und man entdeckt schnell, daß sie eine Fehlgeburt ist. Immerhin versucht er das Zeitdrama mit dem Herzensdrama zu mischen. Die schwarzen Reichswehrlente, die er schildert, sind nach einem Rißhee gemacht, doch manchmal stehen sie ganz plastisch da, manchmal imponieren sie durch ihre Grobmäuligkeit. Horváth ist nicht schuldig in der Verwendung von softigen Agitationsphrasen, doch hier und da redet er auch schon den Dialekt der Seele. Man ahnt manchmal, was der Dichter sagen will, obwohl er es noch nicht ganz klar sagen kann.

Dem problematischen Roggen, der sich den Stahlhelm wie eine Hofnachtsmütze aufsetzt, spielt Otto Matthies schlaffig, verpimpelt und weiblich, ein kontinuierter Komödiant würde zu viel an dieser Rolle herumdeuteln. Der junge Künstler trifft triebmäßig das richtige.

Max Hochdorf.

## „Cosi fan tutte.“

### Wandernde Kammeroper.

Die „Gemeinnützige Vereinigung zur Pflege Deutscher Kunst e. V.“ präsentiert im Theaterhof der Hochschule für Musik ihre „Berliner Kammeroper“. Eine Berliner Angelegenheit ist das trotzdem nicht, denn diese Berliner Kammeroper, so lesen wir, „hat es sich zur Aufgabe gemacht, opernlosen Städten das Erlebnis einer Opernaufführung zu ermöglichen. Sie pflegt für den Kammerstil geeignete klassische Opernwerke, die zum Repertoire großer Bühnen gehören“, und beglückt damit die opernfernste Provinz. Ein wahrhaft gemeinnütziges Vorhaben, jeder Förderung wert. Nun also wird uns in Musterbeispielen das Reiseprogramm für die Saison 1929/30 vorgeführt: „Don Pasquale“ von Donizetti und — schwarze Prüfung, die es zu bestehen gibt — „Cosi fan tutte“ von Mozart. Die Aufführung, von sorgfältigster, gewissenhaftester Vorbereitung zeugend, vermag nicht davon zu überzeugen, daß dafür nicht bessere, besser geschulte Stimmen gefunden werden könnten. Nur ein junger Bassist, der den Alfonso singt, fällt durch einen guten Fonds an ausbildungsfähigem Material vorteilhaft auf, und allenfalls die Soubrettenstimme der Jose Despina hat hier und da etwas wie mozartischen Klang. Das Wort „Solidität“, mit dem die geleistete Gesamtarbeit rühmend zu kennzeichnen ist, hat freilich keinen; aber mozartische Atmosphäre ließ sich mit den vorhandenen Mitteln wohl in der Tat nicht herbeizubringen. Wie aber unter Generalmusikdirektor Knopsteins Führung die schwierigsten Ensemble ohne Reibung oder Störung vorzutreten gehen, das heißt läuten, wie das von Dr. B. A. Ron geleitete Spiel sich auf der Bühne abwickelt, sinngemäß, klar und deutlich, ist sichere Gewähr gegeben, daß die Bevölkerung der opernlosen Provinzstädte durch solchen Opernbefuch aus Berlin davon, was Oper und Opernkunst ist, eine richtige Vorstellung erhält.

K. P.

## Tanzgruppe Jutta Klant.

### Matinee im Theater am Bülowplatz.

Die Volksbühne eröffnete die Reihe ihrer Tanzdarbietungen in dieser Saison mit einer Matinee der Tanzgruppe Jutta Klant. Das erste, was bei den Darbietungen auffiel, ist die Selbstständigkeit der Bewegungs- und Ausdruckformen. Die Bewegungstechnik, die der erste Teil zeigte, bewies strenge Körperschulung. Man bekam einen Einblick zwar nicht in die Arbeit, wohl aber in das Erarbeitete, in das technische Können der Troupe. Besonders

charakteristisch waren die Spannungsübungen. Die Entspannung wird von einer Spannung aufgefangen. Der Körper, eben noch gelockert weich, wird scharf von dem Bewegungsrhythmus durchgedrückt, für tänzerische Ausdrucksmöglichkeiten durchgearbeitet. Daß diese Schulung zur schnellen Umstimmung des Körpergefühls auch unter Umständen der tänzerischen Gestaltung gefährlich werden kann, zeigte sich in einigen Solotänzen der Schüler, bei denen Ausflüge, besonders auch der Schluß des Tanzes, mehrfach zu heftig abgebrochen wurden.

Ein Tanzspiel „Der fliegende Kreis“ war eine Zusammenfassung von tänzerischen Stimmungen. Stärksten Eindruck hinterließen davon zwei Gruppentänze „Motorische Vision“ und „Zuchthäuserlied“. Motive dieser Art sind in den letzten Jahren auch auf der Tanzbühne modern geworden. Es haben sich schon bestimmte Grundlinien dafür herausgebildet. Gerade deshalb überraschte die Eigenart dieser Szenen. Die „Motorische Vision“ gab nicht das Bild, sondern die Idee von der Maschine. Vollendete expressivistische Tanzkunst. Das „Zuchthäuserlied“ nicht ganz so geschlossen in der Gestaltung, war der Erlösungsfrei der Gesungenen Rasse. Der tänzerische Ausdruck wird bei der Klant-Gruppe, ebenso wie in den Solotänzen, die Jutta Klant vorführte, stets im wesentlichen von den Armbewegungen geformt. In diesem „Zuchthäuserlied“ erreicht er ungeheure Wucht, wenn das Bündel der Arme stehend, hüfelführend, anklagend emporsteht.

Unter den Schülern fiel Walter Jiesow auf. Er hat die Technik, ohne daß sie bemerkt wird; sie ist ihm selbstverständlich, aber Lebenssache. Er spricht mit seinem Körper, erlebt den Tanz als einheitlichen künstlerischen Ausdruck. Sein Solotanz „Im Schwunge gehemmt“, der sich also auf eine beliebige Bewegungsform der Schule stützte, war in der selbstverständlichen Ausgeglichenheit von Spannung und Entspannung Beweis für eine verheißungsvolle tänzerische Begabung.

Die Bühnenbilder dieser Matinee waren farblich prächtig abgestimmt. Dies bewirkte vor allem die effektvolle und — eine Seltenheit bei Tanzaufführungen — stets tadellos funktionierende Beleuchtung.

Trude E. Schulz.

## Tonfilmübertragung Berlin-Hollywood

Auf Veranlassung der amerikanischen Filmgesellschaft Universal Pictures Corporation sprach am Sonnabend abend 20 Uhr der bekannte Filmschauspieler Conrad Veidt aus den Berliner Räumen der Filmgesellschaft nach Universal City-Los Angeles eine nachträgliche Tonfilmübertragung zu seinem Film „Mulan“. Die fehlenden Worte „Jamohl, Herr Richter, es ist die einzige Möglichkeit“, wurden in Hollywood einwandfrei verstanden. Es war notwendig, daß eine bestimmte Szene, die schon vor Monaten, als Conrad Veidt noch in Amerika lebte, aufgenommen worden war, jetzt nachträglich „besprochen“ wurde. Die betreffenden Worte wurden radiotelephonisch nach Universal City durchgesprochen, wo sie dann von einer dort mit dem Mikrophon verbundenen Tonfilmapparat aufgenommen wurden. Es war dies das erste Mal, daß ein Tonfilm über eine Entfernung von etwa 10 000 Kilometer durch ein radiotelephonisches Gespräch ergänzt werden konnte. Das Gespräch wurde durch Vermittlung der Deutschen Reichspost durch Kabel nach London geleitet, wo es über die radiotelephonische Kurzwellenverbindung nach New York durchgeschaltet wurde, um von dort aus wieder durch Kabel nach Los Angeles weitergeleitet zu werden. Neben der Deutschen Reichspost sorgten auf europäischer Seite die „Britag-Gesellschaft“ und die „Band-Radio G. m. b. H.“, Berlin, für eine technisch einwandfreie Verständigung, während in Amerika die „Western Electric Company“ die weitere Vermittlung übernommen hatte. Während der ursprüngliche Zweck dieses Gespräches in jeder Beziehung damit erfüllt war, brach wegen technischer Störungen auf amerikanischer Seite die beabsichtigte Weiterführung der Verständigung ab, und zwar in dem Augenblick, als der gegenwärtig in Los Angeles weilende Berliner Oberbürgermeister Böß einige Worte nach Berlin richten wollte. Von dem Anfang seiner Ansprache war lediglich das Wort „unmöglich“ im Lautsprecher vernehmbar. Die sofort aufgenommenen technischen Versuche zur Wiederherstellung der Verbindung waren nur insofern erfolgreich, als der Sprecher der amerikanischen Filmgesellschaft die Wiederholung der Bößschen Ansprache und eine Rede des deutschen Konsuls Hardt in Los Angeles anfündigen konnte. Technische Schwierigkeiten, die wiederum auf amerikanischer Seite lagen, ließen eine weitere Verständigung nicht zustande kommen.

## Was geht in der GDZ. vor?

Die Genossenschaft Deutscher Tonseher hatte für den Sonntagvormittag ihre Mitglieder zu einer außerordentlichen Hauptversammlung geladen. Der erste Punkt der gedruckten Tagesordnung lautete beziehungsweise: „Beschlussfassung über die Wahrung strengster Vertraulichkeit der in dieser Versammlung zur Kenntnis gebrachten Tatsachen“. Die Verhandlungen, die sich bis tief in den Nachmittag ausdehnten, führten zu einer Entschliessung, der gemäß der gesamte Vorstand, mit Ausnahme des Präsidenten Dr. Richard Strauß, seine Ämter zur Verfügung stellte. Der neugebildete Vorstand besteht aus den Herren Dr. Strauß, Buttling, Ebel, Rosh, Tessen. Unter den zurückgetretenen Vorstandsmitgliedern befindet sich insbesondere auch der bisherige Geschäftsführer, Dr. Julius Kopsch, der für die zutage getretenen Missetände vor allem verantwortlich gemacht wurde. Damit ist auch der Weg zur Einigung der GDZ. mit der „Gema“, Genossenschaft zur Verwertung musikalischer Aufführungsrechte, freigeworden. Dieser im Interesse der gesamten deutschen Musikwelt dringend zu wünschenden Einigung hat bisher in der Person des Dr. Kopsch das stärkste Hindernis entgegengestanden. Der Genossenschaft Deutscher Tonseher, in der ein großer Teil der deutschen schaffenden Musiker organisiert ist, ist feinerzeit von der preussischen Regierung die Rechtsfähigkeit verlihen worden. Es liegt gewiß ein öffentliches Interesse vor, die weitere Entwicklung mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

**Ausfuhr von Kunstwerken.** Der Reichsminister des Innern hat dem Reichstag jetzt den Entwurf eines Gesetzes über Ausfuhr von Kunstwerken zugehen lassen, der im wesentlichen eine Verlängerung der bisherigen Bestimmungen bis zum 31. Dezember 1931 bringt. Eine Änderung tritt infolgedessen ein, als in dem Ausschuss, an dessen Zustimmung die Erteilung der Genehmigung zur Ausfuhr eines Kunstwerkes gebunden ist, in Zukunft an Stelle eines Vertreters des Reichsbankdirektoriums ein Vertreter des Reichsfinanzministeriums sitzen wird.

**Kompositionen von Wolfgang Stresemann,** einem Sohne des verstorbenen Reichsministers, werden demnächst im Theater der Champs-Élysées in Paris aufgeführt werden. Wolfgang Stresemann wird zur Erstaufführung nach Paris gehen.



# Hinaus vor die Stadt!

## Die moderne Siedlung

Diese Anfangsworte des bekannten Liedes von Annette von Droste-Hülshof möchte man jedem der geplagten Menschen, die Sommer und Winter in der Steinmüfte ausharren müssen, zurufen. Es ist etwas unendlich Trauriges und ebenso Naturwidriges, wenn ein Mensch den Frühling nicht wachsen und blühen und den Herbst nicht ernstlich reifen sieht; wenn er Gras und Korn nicht unterscheiden kann und die Tiere, das ganze Leben der Natur ihm ewig etwas Fremdes sind. Aber nicht allein der Städter ist zu bedauern, der fern von der ihm doch so nahen Muttererde aufwächst — nein, ebenso unvollkommen, der Ergänzung bedürftig und nie den vollen Wert seiner Arbeit erreichend, bleibt der Landmann, der durch lokale Hemmungen und durch Vorurteile aller Art an der Annäherung zur Großstadt verhindert wird.

Schon vor 30 Jahren begann in aller Stille eine Kleinsiedlung sich zu entwickeln, die damals noch der reinem Privat-

An dieser Siedlungsgrenze reicht alsdann der Stadtproletarier dem Landproletarier die Bruderhand. Und der letzte ist nicht nur der Landarbeiter; der Kleinbauer, der Bäuer, das sind ebenfalls Landproletarier. Sie, deren Besitz an Boden und an Vieh so gering ist, daß es nur gerade zum Sattwerden reicht; die allein dadurch, daß ihre Kinder von klein auf hart zuzufassen, die Wirtschaft aufrechterhalten und in guten Jahren vielleicht etwas erübrigen können, diese Tagelöhner der Erde haben nur ein Interesse: mit dem Stadtarbeiter in direkte Berührung zu kommen. Die Eisenbahn aus der Stadt muß sich zu einem Schnellbahnenetz gliedern, das den Arbeiter in kürzester Zeit hinausbringt auf seine Landwohnung. Dadurch kommt einmal der Landmann zu Geld, denn der Boden zur Besiedlung wird gut bezahlt (wir wollen über diesen Punkt gleich noch weiter reden); dann aber wird es auf solche Weise möglich, die Erzeugnisse des Bodens von der Hand des kleinen Bauern auf dem Wege der Produktionsgenossenschaft zur Konsumgenossenschaft direkt in die Hand des Stadtarbeiters zu legen.

Es gibt nur ein großes, erstrebenswertes Ziel in dieser Frage:

den ganz unberechtigten Zwischenhandel für diesen Zweig des Warenverkehrs auszuschalten.

Wenn Siedlung an Siedlung liegt, verbunden durch eine Feldbahn, die Tagesprodukte einfammelt, und wenn die so beliefernde Produktionsgenossenschaft direkt alles an die Konsumgenossenschaft weitergibt, die dann mit mäßigem Aufschlag die Nahrungsmittel dem Arbeiter zugänglich macht, dann ist ein gut Stück der Arbeit geleistet, in der wir Sozialdemokraten unser Lebensziel sehen. Mehr als die Unkosten der Ueberleitung aus der Produktion in den Konsum dürfen und brauchen wir nicht auf die Herstellungskosten von Brot, Gemüse und Fleisch aufzuschlagen. Die so entstehenden Preise wird jeder Arbeiter gern zahlen und dabei wird sich ein weit besserer Gewinn für den Landmann, speziell für den kleinen Landwirt, der in Deutschland immer noch in hundertfacher Ueberzahl vorhanden ist, herausrechnen lassen. Daß hierbei noch andere, unendlich wichtige Vorteile für den Landmann herauspringen, darf kaum erwähnt werden. Seine Ackerbestellung wird sich im Großen mit den von der Produktionsgenossenschaft angekauften Maschinen viel, viel leichter bewerkstelligen lassen. Der Einkauf von Werkzeugen, von Zuchttieren usw. wird einfacher, leichter und billiger erfolgen. Die Genossenschaft wird ferner Lehrer und Wanderredner engagieren, die den Landmann, der vielfach noch in einem geistigen Halb Dunkel lebt, über alle die Dinge aufklären werden, die geistig und leiblich seinem Vorteil dienen.

Auch politisch wird ihm dann vieles klar werden, was er heute nicht begreift. Er wird dann einsehen, daß der Großgrundbesitz, solange er seinen heutigen exklusiven Klassenstandpunkt beibehält, mit dem Kleinbesitz nicht nur keine gemeinsamen, sondern absolut gegensätzlichen Interessen hat. Damit nicht etwa einer prinzipiellen Gegnerschaft das Wort geredet sein soll. Es wird vielleicht gar nicht mal in so großer Ferne die Zeit kommen, wo auch der Großlandwirt einsehen wird, daß er nur in einer innigen Zusammenarbeit mit der Stadt und mit deren sozialen Einrichtungen vorwärts kommen kann. Heute sind wir davon leider weit entfernt. So es geschieht in diesen Kreisen alles, um den Kleinbesitzer den Blick zu verbannen und ihm die Stadt, wie auch den Städter, von denen er doch lebt, zu verfeindeln.

Bei dem Problem der Siedlung können wir die Abwicklung des Siedlungsgeschäfts nicht umgehen und müssen zu unserem Bedauern dabei feststellen, daß das Siedlungsgeschäft schon längst wieder in dieselben unsachlichen und unsauberen Bahnen gelenkt wird, wie der Bodenhandel in der Stadt selbst. Es gibt in

Berlin nur ein gutes halbes Duzend von Baugeschäften großen Umfanges und wir wollen vorläufig davon absehen, diese Baufirmen namentlich aufzuführen. In diesen selben Händen liegt auch der größte Teil des Siedlungsgeschäfts. Und es vollzieht sich hier derselbe Prozeß, der sich nach dem siebziger Kriege mit unseren Vorstädten Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, Friedenau oder Lichtenberg, Rigdorf, kurz mit all den Vororten vollzogen hat, die heute den größten Teil des Stadtbildes ausmachen. Die Boden- und Baugesellschaften haben damals wie heute den Bauer, der sich noch über den Wert seines Landes nicht klar war, zu den billigsten Preisen ausgetauft und haben dann:

in einer oft geradezu verbrecherischen Weise mit dem Siedlungsland spekuliert.

Es ist immer nur zu sinnlosen Preisen in die Hände der Baulustigen gekommen.

Als Beispiel will ich nur die Kolonisierung um Baudorf an der Liebenwalder Kleinbahn erwähnen, wo eine Menge



Leute Siedlungsland zu viel zu hohen Preisen kauften und durch die entfallenden, sehr erheblichen Unkosten gezwungen wurden, ihren Besitz, in den sie meist alle ihre Ersparnisse hineingesteckt hatten, nachher für einen Pappenstiel zu verschleudern. Eine ähnliche Entwicklung steht heute wieder bevor, wenn sich der Staat nicht rechtzeitig entschließt, einen Hemmschuh vor die auch heute wieder ungezügelt dahertobende Spekulation zu legen. In wie sinnloser Art das für Siedlungszwecke so unendlich nötige Land im Brei hochgetrieben wird, dafür nur ein Beispiel: vor zwei Jahren wurden in einem Dorf bei Königsmusterhaufen mehrere Areale von Parzellenland im Durchschnitt für fünftausend Mark pro Gebiet verkauft. Im vorigen Jahr haben wieder viele von den dortigen Bauern ihr Land fortgegeben und dachten Wunder, was sie kriegten, als sie fünfzigtausend Mark für den Gebietsteil bezahlt bekamen. In diesem Sommer erzielt ein mir bekannter Landwirt, der klug und wurdesteif genug war, um damals nicht vorher zu verkaufen, für ein ebenso großes Stück Land eine halbe Million. Was zahlt nun der Siedler für seine Parzelle? Die Preise werden, wenn nicht mit harter Hand dazwischen gegriffen wird, steigen und weiter steigen, bis es für den Arbeiter überhaupt nicht mehr möglich sein wird, Kleinbesitz in der Umgebung von Berlin zu erwerben.

Hans Hyan.

## Zwei Tage im Kloster

Sehr geehrtes Fräulein!

Wir haben hier in der Schweiz Schlupf gemacht. Seit acht Tagen stürms und schneits. Besser also ins Winterquartier, wo wir uns jetzt befinden. Es gab viel Arbeit mit dem Umsehen der Tiere. Ab morgen probiere ich wieder. Zweijährige importierte Tiger kommen dran. Ferner will die Direktion einen Löwen zu Pferde, eine Gruppe von 10 Löwen soll meine Frau vorführen, 9 Löwinnen sollen mit einem Dromedar arbeiten. — Also Arbeit habe ich den Winter über genug. Dieser Tage war ich in Einsiedeln, einem katholischen Wallfahrtsort, liegt 900 Meter hoch herrlich zwischen hohen Bergen. Ich war da hinaufgegangen nach dem Kloster zu den Mönchen, denn ein Pater besitzt einen — Löwen. Nicht nur Löwen, sondern auch noch Leoparden, Wölfe, Hyänen, Schlangen, Krokodile, Adler, Lammgeräuer. Also eine kleine Menagerie. Er, der Pater selbst, ein Professor für Naturgeschichte, pflegt alle Tiere, die alle handjahn und prächtig gepflegt und wohlgenährt sind. Der Herr Professor fuhr gerade im Schlitten, von Böllsen gezogen, durch das Dorf, als ich oben ankam, zum Gymnasium, wo er als Professor für Naturwissenschaft wirkt. Nach einer Stunde Zoologie, der ich beiwohnte, hielt ich einen Vortrag über „Dressur“ und fand bei den Studenten dankbare Zuhörer. Zwei Tage hielt ich mich im Kloster auf, um Tiere und Menschen zu studieren. Herr Prof. Dr. .... alias Pater .... ein geistreicher 50jähriger Herr, sehr weltlich eingestellt, zeigte mir also seine lebenden und präparierten Tiere; ein ganzes Museum voll. Die Raubtiere füttert er mit bloßer Hand, frei im großen Raum, also großartig gehöhnt, wunderbar erzogene Tiere. Kein Tier laßt beim Fressen, alle sind vollständig zahm wie Haustiere, laufen frei herum in einem großen Kellergewölbe. Die Großfahnen hängen an dem Herrn wie Hunde an ihrem Herrn. Es ist hochinteressant zu sehen, wie die Tiere folgen. Währendem sie fressen, geht der Pater von einem zum anderen, nimmt das Fleisch weg, spricht einige Worte, gibt es wieder, und die Tiere schauen ihn nur verwundert an. Den Löwen steckt er das Fleisch in den Rachen, zieht die Hand erst weg, wenn das Tier sich hinstreckt. Wie gefagt, herrlich gehöhnt Tiere. Stets ist der Pater im Kampf mit der Verwahrung wegen dem Futter und den Käfigen, die er benützt

für seine Menagerie. Alle Tiere sind Geschenke von früheren Schülern, die als Naturforscher, Ingenieure oder Missionare im Innern Afrikas und Indiens sich aufhalten. Neben diesen exotischen Tieren hat das Kloster eine Pferdezeit. 60 Pferde edelsten Blutes (Araber) stehen im Stall. — 100 Kühe, 20 Ziegen, 200 Schweine beherbergt das Kloster. Eigene Druckerei und sämtliche Berufe werden von Brüdern ausgeführt. Daß ein guter Tropfen dort in den Kellereien gepflegt wird, habe ich gekostet, eine große Brennerlei sorgt für Geist, und als es Mitternacht wurde, kamen wir in Stimmung, der Wein, das gute Essen, der Cognac usw., alles vom Besten, hatten die Herren Professoren, Doktoren (alles Mönche) reichlich genossen. Ich verlebte zwei Tage dort mit ganz neuen, nie erlebten Eindrücken von Menschen und Tieren. Geschlafen habe ich wenig, denn um 4 Uhr morgens heißt es im Kloster aufstehen. Um 4.30 wird der Kaffee getrunken, 4.45 geht's in die Klosterkirche zur Andacht, 5 Uhr beginnt die Arbeit bis abends 7 Uhr mit drei Pausen zum Essen, abends 8 Uhr beginnen die Vorträge, Vorträge und dann eine gemeinsame Andacht in der Klosterkirche. Dann geht jeder in seine Zelle und hört sein — Radio!

Im Kloster selbst sind Schulen, und die Studenten nur weltliche, können bis zur Matura dort studieren. Große Sportplätze, Eisenbahnen usw. sind für die Studierenden vorhanden (im Kloster), d. h. imwendig der Klostermauern. Im Sommer kommen aus aller Welt die Gläubigen gepilgert, wallfahren da hinauf auf die Berge, Kranke und Sieche, die Heilung suchen, Lahme, Blinde und erwarten dort oben betend das Wunder ihrer pöblichen Heilung. Mit der Bahn, den Autos, zu Fuß, mit Wagen, auf den Knien rutschend, oder mit Erbsen in den Schuhen wandern die Pilger und Pilgerinnen tappend nach Einsiedeln, oben angekommen, errichten sie Opfer meist in barem Geld, um Abloß der Sünden usw. zu bekommen, woher sollten sonst die guten Weine bezahlt werden, die im Keller sind und in die schönen Reiche wandern usw.

Ja, also zwei Tage war ich im Kloster unter Menschen und Tieren, von Charakteren und einer Götze, die ich noch nie erlebte, gebildeten hochintelligenten Naturforschern, Gelehrten aller Zweige, und dabei sind es Mönche. Sogar einen Kraftmenschen habe ich in einem Mönch kennengelernt, der imstande war, 500 Kilogramm zu heben, — der Doktor ist. (Zeit einer Tompauke, gezeichnet Des. 1929)



initiative entsprang. Ueberall hin in den 10-Reilen-Gürtel rings um Berlin drangen Berliner Arbeiter und Handwerker vor, die sich in den Marktdörfern ein kleines Anwesen schufen und die selbst die Woche über in Berlin als Arbeiter tätig waren, während ihre Frauen und Kinder in gesunder Luft bei der natürlichen Arbeit des Landes ein einfaches und doch frohes Dasein lebten. Der Krieg hat diese langsame, aber stetige Vermischung von Stadt und Land unterbrochen. Er hat nicht allein die Verkehrserschwerungen verschärft, nicht nur die pekuniären Bedingungen außerordentlich verschlechtert, nein, er hat auch die Stimmung zwischen dem Lande und der Stadt derart vergiftet — was alles sich in der Zeit der Inflation noch ins Riesenhafte steigerte —, daß es einer ganzen Reihe von Jahren bedurfte, ehe der private Siedlungsgedanke sich voll von diesen Strapazen erholen konnte. Heute haben wir gottlob diese Schwierigkeiten soweit behoben, daß nur die Kapitalbeschaffung, der hohe Zinsfuß und das mangelnde Vertrauen zueinander hindernd in den Weg treten.

Wenn man Berlin verläßt und die Möglichkeit hat, im Automobil die Landstraße nach Süden, Norden, Osten und Westen dahinzuziehen, so sieht man mit Staunen, wie überall dort, wo früher unberührt die märkliche Kleinfeldarbeit stand, schmucke Siedlungen aus dem Boden wachsen. Fortläufig allerdings sind es meist noch Anwesen, die einen gewissen Stand der Wohlhabenheit vorraten. Ja, man könnte nachdenklich werden darüber, wie viele Leute doch imstande sind, sich zu ihrer Berliner Wohnung noch da draußen im Walde eine Villa mit hübscher Gartenanlage, mit Angel- und Ruderplätzen, selbstverständlich einer Garage und vielen anderen Annehmlichkeiten zu schaffen. Aber wir, die wir Arbeiter mit den Händen oder mit dem Kopfe sind, wir haben ja nur notwendig, Augen und Ohren zu öffnen bei der Befolgung unserer Bedürfnisse, zum Beispiel, um zu bemerken, daß Handel und Wandel floriert und daß alle die, die etwas zu verkaufen haben, mit stottem Ruhen arbeiten. Wir wollen es ihnen nicht mißgönnen,



wir möchten nur, daß endlich die Erkenntnis wüchse, daß das ganze große Getriebe erst dann weit ausholend in Schwung kommen wird, wenn der Arbeitgeber erkennt,

daß nur ein gut bezahlter Arbeiter ein kaufkräftiger Abnehmer seiner Erzeugnisse ist.

Dann wird der Siedlungsgürtel in Berlin sich noch viel, viel weiter hinaus ins Land dehnen und zu den manchenmal ein wenig prunkhaften Villen werden bescheidene, aber wohlthätige und gesunde Häuser kommen, zu denen nach geaner Arbeit auch der Arbeiter hinaus aufs Land fahren wird.

# Aufstieg der Begabten

Roman von Max Barthel

Copyright 1929 by „Der Bücherkreis G. m. b. H.“, Berlin SW 61

(19. Fortsetzung.)

„Nein, aber vielleicht die da!“ antwortete Bende und zeigte auf ein 17jähriges Mädchen von so rassistischer Schönheit, wie sie oft im Dunkel der nördlichen Stadt aufwächst. „Die da, Meister, aber wenn sie mal einen Grafen kennenlernt, wird sie vielleicht ausgehalten, aber nicht geheiratet.“

„Somas sollte man mal im Film zeigen und nicht den Mist auf dem Gemeinplatz der Moral. Im Film muß so ein kleines Ding die Verführerin sein, damit am Ende Fräulein Braut mit dem weißen Schleier alles verschleiern kann. . . Die Wirklichkeit, das würde einen Film gehen, Alfred! Das Leben der armen Leute ist ein grandioses Schauspiel! Ich werde mit Krefz sprechen. Nach den vielen Süßigkeiten der letzten Jahre müßten wir mal eine bittere Sache aufziehen.“

„Krefz wird nicht mitmachen, und es wird ein schlechtes Geschäft werden. . . Die Leute hier wollen sich doch ihren Traum vorspielen lassen, und das sind nicht uneheliche Kinder, betrunkene Männer, franke Frauen. Wir haben das Lied von Maria heute abend gehört und nicht die Internationale, die ihnen doch näher liegen müßte. . .“

„Aber ich schreibe doch mal einen Film über die armen Leute“, murmelte Bende. „Ich schreibe den Film, und wenn auch Krefz Nein und Nein sagt. Vielleicht sagt er Ja, wenn wir die Sache ruffisch aufziehen oder in Jilke-Manier verarbeiten. . . Aber nun ist's genug mit der Quatscherei. Wo sind hier die Chinesen?“

„Die Chinesen kommen auch. Aber wir könnten uns erst einmal das Laster ansehen.“

„Ich bin zu allem bereit.“ Das Laster zeigte sich durch blaurote Gardinen vor einer verschmutzten Scheibe an und lautierte kokett in einer kleinen Weinstube, in der man auch Bier trinken konnte. Die Freunde gingen in das Lokal, sie tranken einen Biskor und nahmen dann die Einladung eines demotierten Fräuleins mit sehr inoffiziellen Rock an, in dem Extrazimmer eine Flasche Wein zu trinken. Der Wein kam, war teuer und teuer, das Fräulein lächelte süß und brachte ein Album mit Photographien. Bende befohl sich sehr eingehend die Bilder, das Mädchen lächelte und hüpfte auf Bendes Schoß. Sie blieb auf dem Schoß, trotzdem der Mann protestierte.

„Wie ist es, mein Schatz, trinken wir zusammen noch eine Flasche guten Wein?“ fragte sie.

„Nein, danke schön.“ „Warum nicht? Ich bin dann auch ganz lieb zu euch“, flüsterte sie und legte ihm leise einige Worte ins Ohr. Als er noch immer mit dem Kopfe schüttelte, biß sie ihm leicht ins Ohrfläppchen: „Oh du böser, böser Mann!“

Bende lächelte. „Mama erlaubt's nicht!“ „Aber wenn sie es doch nicht sieht, Liebling, und wer weiß, wer sie jetzt abknutscht!“

Bende nickte von seinen Bildern auf. „Was will das kleine wüste Fräulein?“

„Noch eine Flasche Wein verkaufen.“

„Sie soll ihn bringen, aber wenn er so teuer ist wie der erste, muß sie ihn selber trinken“, dekretierte Bende und versetzte sich wieder in die Bilder.

Bende grinste.

Das Mädchen lief davon, kam nach einer Minute wieder, brachte den Wein und schloß hinter sich die Tür. Sie knippte das Licht aus, einen Augenblick lag Dunkelheit im Zimmer, man hörte das Rascheln von Frauenkleidern, und als das Licht wieder drannte, stand das Fräulein nackt vor den Männern. Sie lächelte, wie vielleicht ein erniedrigtes Tier gelächelt hätte. Sie wiegte sich in den Hüften und tänzelte an den Tisch. Bende ließ die isolen Bilder, er griff nach dem warmen, lebenden Bild, das zu reden begann und fragte:

„Kennst ihr den neuen Schläger?“

Sie wartete keine Antwort ab, trat in die Mitte des Zimmers und begann:

„Maria geht nicht mehr zu Fuß  
Die ganze Welt entbietet Gruß,  
Maria lächelt wieder  
Und singt das Lied der Bieder. . .“

Aber sie kam nicht weiter. Bende stand auf und brüllte:

„Aufhören mit dem Mist! Ein Gentleman, das ist das Glück. . . hier ist ein Gentleman!“ Er warf 20 Mark auf den Tisch, ließ die Photographien und knallte die Tür hinter sich zu.

Das Mädchen suchte erschrocken zusammen. Ihr Pöckeln erstarrte. Sie ging nach an den Tisch, nahm die Banknote und warf dann ein Hemd über. Bende hatte sich erhoben und wollte gehen. Er stand schon an der Tür.

„Was war das für ein komischer Freier?“ fragte das Mädchen. „Ein Gentleman war es sicherlich nicht. . . Du willst auch gehen? Wir haben ja unseren Wein noch gar nicht getrunken.“

„Der ist für dich. Mein Freund ist schon ein Gentleman, aber er ist zum ersten Male in Berlin.“

„Das sieht man sofort. Was ist er denn?“

„Pastor in Hohenbrühl!“ antwortete Bende und schloß die Tür. hinter sich hörte er das verrückte Lachen des Mädchens. Er ging auf die Straße und traf Bende, der auf ihn gewartet hatte.

„War ja alles ganz nett, die Bilder und so weiter, aber daß sie die alte Geschichte mit Marianne anfing, war zum Rägen. Das war einfach kitsch. Kitsch und Laster“, bemerkte er dann nachdenklich, „müssen irgendwie zusammenhängen, ich werde einmal darüber schreiben.“

„Aber keinen Film“, spottete Bende. „Warum die Aufregung über das Lied? Habe ich den Film geschrieben?“

„Nein, aber du hast ihn gedreht, Schürke“, trumpfte Bende auf.

„Und wo soll es jetzt hingehen?“

„Zu den Chinesen.“

„Werden wir dort auch Laster antreffen? Mensch, gibt es hier Opium?“

„Vielleicht, aber ich glaube, daß man Opium viel eher auf der Rogitzstraße kaufen kann als auf der Martusstraße. Die Chinesen sollen sparsame und nüchterne Leute sein.“

Nun hatten sie die Martusstraße hinter sich, kamen in die Krautstraße und in die Blumenstraße, auf der aber keine Blumen wuchsen wie auf der Krautstraße kein Krautchen grünte, und dann bog sie in eine entseßlich arme Straße ein, die unter allen armen Straßen hier die allerärmste war. Bald standen sie vor einer Destille, die sich von den anderen Destillen Berlins nur durch einige chinesische Schriftzeichen unterschied. Bende trank keine philosophischen Kenntnisse aus.

„Die Chinesen haben Humor. In ihrer Schriftsprache bedeutet ein gewisses Zeichen Frau, wenn das Zeichen aber verdoppelt ist, also zwei Frauen, das heißt Jant. Ich finde das unerhört gut. Kennst du ein anderes Volk, das so begabt ist wie die alten Chinesen?“

Bende drückte sich um die Antwort, aber er lachte über die Gleichung, doch als die beiden Freunde in der kleinen Kneipe standen, vergaßen sie das Lachen. An den taffen Tischen saßen einige Chinesen beim Spiel. Sie nahmen kaum Notiz von den Fremden. Den ganzen Tag hatten sie die Straßen Berlins abgeklappert, um billiges Porzellan, falsche Perlen und schlechten Tee zu verkaufen. Sie sprachen kaum zehn Worte deutsch und waren von einer unaussprechlichen Bedürfnislosigkeit. Sie klappten zu sechs und sieben Mann in irgendeiner Dachstube, und wenn sie zehn Jahre in der Fremde lebten, dann hatten sie vielleicht einige tausend Mark zusammen und fuhren dann in ihre Städte oder Dörfer zurück.

Ueber die ganze Welt waren sie verstreut wie die Juden. Sie waren in Mexiko ebenso anzutreffen wie in Sibirien oder Frankreich. Sie standen in den Straßen von Florenz und an den Türmen Prag, in den Gassen San Franziscos und verkauften ihre billigen Sachen. Manchmal überfluteten sie bestimmte Länder und rissen den Handel bestimmter Berufsgruppen an sich. In Sibirien hatten sie den Gemüsehändler, in Mexiko die Speisehändler, in Amerika viele Wäschereien, sie waren gute Köche, Diener, Lastträger, Minenarbeiter und Heizer. Die 300 Mann in Berlin gehörten zu der schweigenden Arbeitsarmee, die aus dem überfüllten China aufgebracht ist und wie die Borposten einer neuen Völkerwanderung sind.

Bende verhandelte mit dem Wirt und bestellte für die Chinesen eine Runde Kognak. Der Wirt verstand kein Chinesisch, als er seinen erplüchten Gästen das Feuerwasser brachte, zeigte er auf die Spender. Die gelben Leute unterbrachen ihr Spiel, lächelten Bende und Bende an, die lächelten zurück und gingen dann an den Chinesentisch. Ein kleiner Mann mit klugem Gesicht erhob und verbeugte sich und gurgelte in seiner bellenden Kehlsprache einige Worte. Bende und Bende saßen sich. Die gelben Menschen sahen sie aufmerksam an und warteten mit dem Trinken.

Jetzt erst konnte man die Verschiedenheit der Gesichter und Figuren sehen. Es gab hellgetönte Chinesen mit beinahe europäischen Augen, dann gab es einen Negertyp mit dunklen Branzetönen, man sah schwermütige und heitere Männer, schmale und schwellende Mäuler, feine und verarbeitete Hände, hohe und niedere Stirnen: man konnte in dem chinesischen Gesicht die Gesichter vieler Völker und Rassen sehen, die in den Jahrtausenden alter Kultur sich mit dem asiatischen Blute vermischt hatten. Dreihundert von den 400 000 000 Chinesen wohnten als Proletarier in Berlin. Von den dreihundert Menschen saßen sieben in der kleinen Kneipe und lächelten den zwei weißen Männern zu.

Bende stammelte einige Brocken Chinesisch, er stammelte die Schlagworte, die der aufmerksame Leser auch in Deutschland kannte: Kuomingtang, Sunjatsen, Fong, Tschangschai, Laotse und so weiter und erinnerte sich plötzlich an einen Sonntag im Berliner Zoo, an dem zehn chinesische Arbeiter durch den schönen Garten schlenderten, die Käfige abwanderten und vor Freude schrill aufschrien, wenn sie ein Tier ihrer Heimat entdeckten. Und das schien sich auch jetzt zu wiederholen, die Männer nickten sich zu, als sie die Namen hörten, oder schrien kurz und schrill auf. Bende gab noch eine Runde zum besten. Ein neuer Chinese kam, er war wohl der Führer seiner Rasse, er sprach ein wenig mehr deutsch und sagte, als sich die beiden Männer verabschiedeten:

„Deutsche Mann sein gutt zum Chinamann. Deutsche Mann und Chinamann sein wie ein Hand.“

Dan streckte er seine rechte Hand aus und spreizte die Finger. Dann schien er seine Worte auf Chinesisch zu wiederholen, die sieben Chinesen streckten wie auf einen Befehl hin die rechte Hand hoch und spreizten die Finger. Sie schrien und lachten. Es war einer von den Augenblicken gekommen, an dem alle Unterschiede der Hautfarbe, der Rasse und der Betenimisse sich aufheben und nichts bleibt als der Mensch mit seinem Hunger nach Liebe und Verständigung. Bende war ergriffen und schüttelte viele Hände, auch Bende schüttelte viele Hände, und als er den letzten Händedruck ausgetauscht hatte, lag eine winzige Kugel Opium in seiner Handfläche. Dann brachen die Freunde auf und standen auf der verdunkelten Straße, in der zwei arme Mädchen strichen.

„Das war unerhört, Alfred“, begann Bende. „Das war schon ein Abenteuer. Ich bin einmal dem chinesischen Gesandten vorgestellt worden, das war ein sehr höflicher Herr, er machte gute Konversation. Dann kenne ich einen Filmschurken, den Wister Wang, der bei der „Domino“ seine Kostrollen gibt und teuflisch sein muß, wenn er weiße Mädchen verführt. . . Hast du gehört, wie sie geschrien haben? Mensch, wer macht den Chinesen in einer fremden Stadt den Traum vor?“

(Fortsetzung folgt.)

## WAS DER TAG BRINGT.

### Die Banknote.

Während in Europa die Heimat alles Bankwesens Italien ist, die Lombardie, hat die Banknote selbst ein viel höheres Alter. In Europa kam sie erst in dem Jahre 1484 in Gebrauch, aber China besaß schon viel früher ein ausgebildetes Bankwesen, ohne daß eine Nachricht davon nach dem Westen gedrungen wäre. Seit dem Jahre 1022 besaß das Reich schon Kreditpapiere. Die Banknote selbst soll aber älter sein und ihre Entstehung trägt einen schlau-pöppelhaften Charakter. Unter der Regierung des Kaisers Li im Jahre 119 v. Chr. herrschte in der kaiserlichen Kasse eine anhaltende fürchterliche Ebbe. Da erfind ein kluger Hofmann Geldscheine aus Damwidleder, die mit Malerei bedeckt waren und etwa 250 Mark wert waren. Bei den Reichen des Hofes wurde es sofort eben so sehr beliebt wie Mode, diese Geldscheine zu besitzen, und da sich dadurch der Zustand der kaiserlichen Kasse rasch verbesserte, kam ein anderer Ratgeber auf eine noch ingeniosere Idee. Für jeden, der vor dem Kaiser in Audienz erscheinen wollte, war es vorgeschriebenes Zeremoniell, das Antlitz mit einem Schirm oder Blatt zu verdecken, weil der „Sommerglanz der kaiserlichen Majestät nicht zu ertragen war“. Da es für den vornehmen Chinesen eine Ehrepflicht und Sache des guten Tones war, öfters zur Audienz zu kommen, wurde nun eine Verfügung erlassen, daß jeder sein Gesicht künftig mit einer Banknote zu verhüllen hätte, die er beim Eintritt in den Palast gegen eine erhebliche Summe erstand. Weit entfernt, die Besucher abzuschrecken, fanden sie sich weiter in großer Zahl ein, aus Furcht vor Ungnade und dem alten, ewigen Eitelkeitsdrang, durch ihr Ver-

mögen zu glänzen und sich wichtig zu machen. Es war der beste Beweis, daß man „dabei gewesen“ war. So wurde das kaiserliche Säckel natürlich rasch genug gefüllt, aber die Steuer, die so viel Vergnügen machte und sich so glänzend bewährte, wurde darum natürlich nicht abgeschafft. Im Jahre 807 gründete der Kaiser Hian-sourg die erste Wechselbank, und von da ab baut sich das Bankwesen immer weiter aus.

### Mit dem Auto in den Tanzsaal.

Zur Hebung der Frequenz hat ein großes New-Yorker Hotel einen Aufzug einbauen lassen, mit dem nicht nur die Personen, sondern auch die Autos in das Stadwerk gebracht werden, in dem sich der Tanzsaal befindet. Am laufenden Band werden die Autos in eine Garage befördert und sind, wenn die Beförderung ihre Wagen zurückhaben wollen, innerhalb weniger Minuten wieder vor dem Tanzsaal.

### Wenn einem der Kragen an den Kragen geht.

Die Polizei von Peking glaubte es mit einem Kapitalverbrechen zu tun zu haben, als man ihr einen jungen, gut gekleideten Mann auf die Waage brachte, den man zunächst für tot hielt, der sich jedoch nach kurzem als nur scheinbar entpuppte. Auf Befragen des jungen Mannes stellte sich heraus, daß er mit dem Blumenkragen, den man neben ihm gefunden hatte, und einem allzu engen Kragen eine Waise machen wollte, jedoch auf dem Wege dorthin zusammenbrach, da ihm der Kragen die Gurgel abknüpfte. Die Polizei bestrafte ihn für diese Leichtsinnigkeit mit einer Nachnahme von 15 Kronen wegen nächtlicher Hilfeleistung.

### Das Geheimnis der Waldluft.

Der französische Physiker Albert Nordon hat bei der Untersuchung von Störungsercheinungen bei Radioapparaten in Forsthäusern festgestellt, daß die Luft in und um den Wäldern stark mit Elektrizität geladen ist. Er führt diese Erscheinung darauf zurück, daß durch die grünen Blätter ultraviolette Strahlen erzeugt werden, die er tatsächlich experimentell nachwies. Wahrscheinlich ist die Heilwirkung der Waldluft neben ihrem starken Sauerstoffreichtum zu einem großen Teil auf diese ultravioletten Strahlen zurückzuführen, deren Heilwirkung ja immer mehr erkannt wird.

### Möbel aus Zement.

Stahlmöbel sind nicht mehr das Neueste auf dem Gebiete neuzeitlicher Wohnungseinrichtungen. Ein amerikanischer Schreinermeister ist dazu übergegangen, Möbel aus Zement herzustellen. Da die Möbel eine außerordentlich geschickte Form hatten, sind sie trotz ihres Gewichtes gern gekauft worden und der Schreinermeister hat seinen Betrieb bereits vergrößern müssen.

### Als die Kleine schrie. . .

Im deutschen Volksmund kursiert das Wort „Watt den oenen sin Uhl, is den annern sin Nachtigall“. Die Wahrheit dieses Sprichwortes mußten kürzlich zwei kanadische Autodiebe erfahren. Sie waren mit einem unbewacht auf der Straße stehenden Automobil verschwunden, hatten aber nicht bemerkt, daß sich im Wagen ein kleines, zwei Jahre altes Kind befand, das auf dem hinteren Sitz lag und fest gefesselt hatte. Als die Diebe durch die Stadt fuhren, wachte die Kleine auf und fing an, laut nach ihrer Mamma zu jammern. Das kam den Dieben sehr ungelogen, und als nun gar ein Polizist erschien, verließen sie fluchtartig das Auto, das eine Viertelstunde später dank des Täxterkeins bereits wieder im Besitz des Befohlenen war.



Montag, 14. Oktober.

Berlin.

- 16.05 San.-Rat Dr. Paul Frank: Medizinisch-hygienische Planderei.
- 16.30 Das deutsche Volklied des 15. und 16. Jahrhunderts. Einführender Vortrag: Dr. Franz Biedemann. Praktische Proben: Madrigalchor. Dirigent: Prof. Karl Thiel.
- 17.30 Hotel Eplandade: Teemusik.
- 18.00 Peter Flamm: Russisches Kindertheater.
- 18.30 Heitere Lieder in verschiedenen Dialekten.
- 19.00 Dr. med. Ernst Roter: Jeder ist seines Glückes Schmied.
- 19.30 Kinderkrankheiten der Secie.
- 20.00 Lieder.
- 20.30 Internationaler Programmaustausch. Von Prag: Orchesterkonzert. Dirigent: Otakar Jeronias. 1. Smotana; Prager Karneval. 2. Vycpalek; In Gottes Hand. Liederspiel (Ada Nordsova). 3. Ostrel; Sulta C-Moll (Orchester des Radiokonzerts).
- 22.30 Funk-Tanzunterricht.
- Anschließend Tanzmusik (Kapelle Dalos Bida). Während der Pause Bildfunk.
- 0.30 Nachtkonzert. Königs-Wusterhausen.
- 16.00 Französisch (Kulturkundlich-literarische Stunde).
- 17.00 Dr. Joh. Günther: Geschichte der Pappel.
- 18.00 Dr. M. Boehm: Volk, Staat, Nation.
- 18.30 Englisch für Anfänger.
- 18.45 Dr. Hiller: Drogenmittelbezugs.
- 19.30 Dr. Karl Lusse: Der Kraftfahrer im Recht.
- 20.00 Zur Unterhaltung.
- 20.30 Von Braslav: Heitere Funksätze.
- 21.00 Heitere Stunden. Mitw.: Real Langer, Erwin Lokorsberg.
- Anschließend Uebertragung von Berlin.





Das Hufeland-Hospital in der Prenzlauer Allee.

Jeden Tag wollen in Berlin viereinhalb Millionen Menschen frühstücken, zu Mittag essen, ihr Abendbrot haben und schlafen natürlich auch. Neben vielem anderen. Das gibt oft eine recht bewegte Jagd, die nicht jeder mitmachen kann. Dann ist guter Rat teuer, denn den Leuten heißen die Hunde. Zumal jeder selbst die Ohren steif halten muß. So standen in Berlin eines Tages 1400 Menschen da, ohne einen Platz an der Sonne. Kein Freund, kein Sohn, keine Tochter, kein Enkel kümmernte sich um sie, der einzige, der sich für sie interessierte, war Bruder Hein. Bis die Kommune sich dieser 1400 alt und müde gewordenen Menschen annahm. Da stand die angeblich so herrliche Stadt auf und schuf den Tausendvierhundert eine Heimstatt für den Lebensabend. Draußen im Hufeland-Hospital.

### Das verwandelte Siedehaus.

Mit einem Häuserblock an der Prenzlauer Allee, kurz vor der Ringbahn, fing man an. Gewiß ein riesiger Bau, damals in den achtziger Jahren entstanden, aber für den heutigen Zweck unzureichend. Man mußte versuchen, herzurichten, was herzurichten war. Aber auch das konnte erst durchgreifend geschehen, nachdem man seit den schlimmen Tagen der Inflation den Kopf wieder einigermaßen frei bekam. Denn man wollte die armen, zerbrochenen Menschen nicht nur pflegen, sondern behandeln, es sollte kein Siedehaus mehr sein, sondern ein Hospital. Aber die vierzig Jahre, die der massige Bau des heutigen Hufeland-Hospitals nun nächstens alt ist, lassen sich an einem Tag nicht abwischen. So wird heute noch da eine Ecke geweißt, da eine Wand gestrichen, da Linoleum gelegt, endlich, denn noch immer hat ein großer Teil des Hospitals die unhygienischen Holzfußböden, hier werden a' la Schorsch gewordene Schränke, deren Türen nicht mehr schließen wollen, durch neue ersetzt, bis zu den Fahrstühlen, die jedes Haus erhalten soll, und der ganz modernen Kleintische, denn mit der alten verräucherter da ging es nicht mehr. Wenn nur nicht das Geld so knapp wäre. Direktor Broock wagt uns gar nicht zu sagen, wie die neue Küche zu dem Gasbratofen gekommen ist, den man so notwendig braucht, wenn man nicht mehr wie früher zwei geschlagene Tage damit zubringen wollte, um für die 1400 alten Leute etwas zu braten. Aber jetzt rattern wenigstens schon zwei Elektroherde über die Herde, damit die Pfleger nicht mehr die Eßstäbe auf die Stationen zu schleppen brauchen, das Gaslicht ist abgeschafft und durch elektrisches Licht ersetzt worden, dazu Radio, Bilder, Bücher und Blumen. So traurig das Schicksal der Tausendvierhundert ist, so leicht soll es ihnen gemacht werden, es zu erdulden.

### Letzte Habe — 2.75 Mark.

Denn es ist mehr als einer darunter, der einst bessere Tage gesehen hat. Obenan die Opfer der Inflation, alle Frauen, denen der bittere Gram über den zerronnenen Notgroßchen unauslöschlich im Gesicht geschrieben steht, alle Männer, einmal angesehenen Handwerksmeister, deren Firmenschilder aber die Oktobertage von 1923 nicht überdauert haben. Dazu die Invaliden der Arbeit, krank und siech, und da eine Artistin und dort ein Oberlehrer, der eine Dummheit in seinem Leben in diesem Hause abbüßen muß. Heute sind sie alle gleich, für 98 Prozent von den Tausendvierhundert muß das Wohlfahrtsamt sorgen. Wie arm die Leute sind, davon zeugt ein Buch mit vergilbten Seiten, das in dem Hospital geführt wird, ein Buch, das aussieht wie ein amerikanisches Journal, nur daß in seine Kolonnen kein Geldbeträge eingetragen werden, sondern Unterholn, Rauchsachen, Halstücher, Zigarrenspitzen, Heinden, Strümpfe, Westen, die letzte Habe der Insassen, wobei für jeden einzelnen in diesem Buch eine Karte besteht. Die letzte Spalte verzeichnet den Tagwert, der Mann, dessen Habe sechs Mark Wert hatte, muß ein Krösus sein; die mittleren Vermögenslagen sind 2.75 M. und 3.25 M.

### Glend und Sterben.

Der Mächtige Passant, der in den Gärten des Hospitals die Geize in der letzten warmen Herbstsonne sitzen sieht, ahnt nicht,

ende ans Bett gefesselt. Wer einmal durch die Stationen ging, wird die Bilder des Grauens nicht mehr los, wie da eine Frau mit gelähmten Armen liegt, auf der Bettdecke steht ein Kaps mit Bratartoffeln und damit sie essen kann, hat sie einen Holzstab, mit dem die rechte Hand, die noch gehorcht, Kartoffelscheibe um Kartoffelscheibe aufspielt und zum Munde führt. Oder jener Rezentranke mit den Holzwänden um sein Bett, der zusammengekauert wie ein wie viele Seufzer hinter den nüchternen Mauern jener sechs Häuser ausgestoßen werden. Ja, wenn sie alle laufen könnten, aber 80 Prozent sind von den Tausendvierhundert bis an ihr Lebens-



Ein Aufenthaltsraum der Kranken.

Tier sich gegen die eine Holzwand gelehrt hat und dessen dumpfes Stöhnen rückwärts die unheimliche Stille des Krankensaales unterbricht.

Oder wer weiß etwas davon, daß nur eine beschränkte Zahl der Kranken, vielleicht 400, täglich 1800 frische Unterlagen verbraucht oder der ganze Bau pro Monat 38000 Kilo schmutzige Wäsche hat. Und zwischen diesen Tuberkulosen, Krebskranken, Diabetikern, Sphilitikern und Rezentranke verdrängen Tag wie Nacht 200 Pfleger und 12 Ärzte ihr stilles Werk, ohne daß sie hindern könnten, daß im Durchschnitt pro Tag drei Menschen zur großen Arme obwandern; im letzten Jahre waren es 813 Mann. Wo die Durchschnittsbelegschaft rund 1400 Mann beträgt.

### Das Hilfswerk Berlins.

Wir wollen das entscheidende voranstellen: die Kommune Berlin hat diesen bedauernswerten Menschen die Sorgen für den Lebensabend genommen. Jeder weiß, daß für ihn morgen Brot, Butter, ein Stück Wurst oder Käse, warme Suppen und ein gutes Mittagessen da sein werden. Jeder weiß, daß er Weihnachten Gänsebraten essen kann und im Sommer freuen sich die, die noch laufen können, auf die alljährliche Dampferfahrt. Dann sind Zeitungen da, nicht viel, aber auf 20 Mann immerhin eine Tageszeitung, und Bücher, dreitausend Bände guter Literatur. Dazu der Rundfunk, mit Lautsprechern in den Tagräumen und Kopfhörern in den Krankenjahren.

Wenn das alles heute so ist, dann ist dies nicht zuletzt das Verdienst von Sozialdemokraten, die in all den Jahren unermüdlich daran gearbeitet haben, das Los der unglücklichen Insassen des Hufeland-Hospitals zu lindern. Wären nicht die vielen Widerstände gewesen, dann hätte noch manches besser gemacht werden können. Aber in wenigen Wochen haben die Berliner Wählermassen Gelegenheit, wieder einmal einen großen Teil dieser Widerstände aus dem Wege zu räumen, indem sie sich zu dem großen Hilfswerk der Sozialdemokratischen Partei an den Armen und Alten bekennen und ihre Stimme der Sozialdemokratischen Partei geben. Damit die Bahn ganz frei wird.

Die Gemeindevahlen in Pilsen brachten der tschechischen Sozialdemokratie einen erfreulichen Erfolg. Die Partei erhöhte ihre Mandatsziffer von 22 auf 24 und ihre Stimmzahl um 3275 auf 25 939.

Die Ortsgruppe Berlin der Vereinigung republikanischer Presse lädt alle Mitglieder zu heute, Montag, den 14. Oktober, 20 Uhr, in die Räume des Demokratischen Klubs, Viktoriastr. 24, zu einem Ausspracheabend über das hagenbergische Volksbegehren ein. Herr Reichsminister Sefering wird die Aussprache eröffnen.

Reichsbund Deutscher Mieter. Zur Stadtverordnetenwahl am 17. November dieses Jahres nimmt der Reichsbund Deutscher Mieter, Verband Berlin e. V., am heutigen Montag, dem 14. Oktober 1929, abends 8 Uhr, im Bürgeraal des Berliner Rathauses, Königstr. 1, in einer öffentlichen Versammlung Stellung. Das Referat hat Bundesgeschäftsführer Grolhaus über das Thema: „Mieterschaft und Gemeindevahlen“ übernommen.

## Die Reform des Strafvollzugs. Tagung der Arbeitsgemeinschaft.

In der letzten Woche tagte in Berlin die Arbeitsgemeinschaft zur Reform des Strafvollzugs. Ob.-Reg. Dr. Frede-Weimar legte die Grundzüge des Strafvollzugs in Thüringen dar, der bemüht sei, das Stufenystem von der Enge und der Starrheit rein äußerlicher Bestimmungen frei zu machen, also z. B. die Gemäßung von Büchern, Ausschmückung der Zellen mit Blumen, Aufstellen von Bildern der Angehörigen der Gefangenen nicht mehr abhängig sein will von der Stufenzugehörigkeit. Bedingter Straferfolg solle aber grundsätzlich nur von der obersten Stufe aus gegeben werden.

Oberjustizrat Dr. Genz-Berlin sprach über die neue Verordnungsgebung über den Strafvollzug in Preußen. Diese geht von der Trennung der Gefangenen der einzelnen Stufen in verschiedenen Anstalten aus. Man will Eingangsanstalten und solche für Geförderte für Zuchthaus und Gefängnis einrichten, während eine Ausgangsanstalt die beiden Kategorien aufnehmen soll. Daneben bestehen noch Anstalten für Schwerverstümmelte, für Kurzfristige und für geistig abnorme Gefangene, außerdem Jugendgefängnisse.

Zweifellos handelt es sich bei der preussischen Regelung um eine wirkliche Tat. Man bringt Zuchthaus- und Gefängnisgefangene zusammen, läßt sie von der obersten Stufe bei Arbeitgebern außerhalb der Anstalt gegen Tariflohn in Arbeit treten, führt Urlaub bis zu 14 Tagen Dauer ein, beteiligt Gefangene an den Beamtenkonferenzen und Hausstrafgerichten, nähert die Kleidung der bürgerlichen an, und erklärt Umwehrungsmauern bei den Ausgangsanstalten für nicht erforderlich! Man hat den Eindruck, daß hier wirklich dem neuen Geist des Erziehungsstrafvollzugs eine sichere Stätte gegeben werden soll.

Man kann einzig Bedenken haben gegen die Trennung der Gefangenen nach der Stufenzugehörigkeit in verschiedenen Anstalten. Gibt schon die Anstalt an sich eine lebensunwirkliche Umgebung, so noch mehr die Anstalt, die nur Menschen einer gleichmäßigen Konstitution aufnimmt. Die thüringische Lösung erscheint in diesem Punkt glücklicher, wenn sie die Gefangenen aller Stufen in ein und derselben Anstalt beläßt, sie bei der Arbeit zusammenbringt, und die Trennung nur in der Freizeit eintreten läßt.

In beiden Ländern erscheint es nötig, die Vergebung von einer Stufe in die andere nicht von dem Abfließen bestimmter Fristen abhängig zu machen, sie vor allem nicht in Beziehung zur Strafdauer zu bringen. In die zweite Stufe sollte veretzt werden, wenn der Gefangene erzieherischer Einwirkung zugänglich erscheint; in die dritte, wenn die Erziehung Erfolg zeigt. Die bedingte Straferlassung aber sollte erfolgen, wenn der Strafzeit erreicht ist. Es bleibt ein vergebliches Bemühen, den Erziehungsstrafvollzug mit dem alten Vergeltungsgedanken und mit dem der Abschreckung zusammenkoppeln zu wollen. In beiden Ländern geht man hier sicher nicht aus eigener Ueberzeugung vor, sondern muß notgedrungen eine Konzeption machen.

Ministerialrat Dr. Starke-Dresden sprach über Verwaltungskommisshäfen der Länder im Strafvollzug. Es mutet geradezu komisch an, wenn ein Land ein Jugendgefängnis oder eine Abteilung für zwei oder drei Jugendliche unterhält, während sich ganz in der Nähe ein gut eingerichtetes Jugendgefängnis, allerdings eines anderen Landes, befindet. Hier muß der Partikularismus überwunden werden, und es ist zu begrüßen, daß die Arbeitsgemeinschaft zum Schluß noch eine Entschlebung an das Reichsjustizministerium annahm, die die Vereinfachung der Justiz und mit ihr des Strafvollzugs forderte.

Bei der nächsten Zusammenkunft soll die Frage des Strafvollzugs an Frauen erörtert werden. Der Arbeitsgemeinschaft ist zu wünschen, daß sie ihren Kreis weiter ausdehnen möchte auf alle Menschen, die an dem Reformwerk mitzuarbeiten bereit sind; auch große Meere können tief sein! K.

### Korrigiertes Urteil.

#### Flaggenbeschimpfer in der zweiten Instanz bestraft.

Die republikanische Presse hatte es stark kritisiert, daß das Greifswalder Schöffengericht am 8. August 1929 den Stahlhelmer Johann Lange freigesprochen hatte, obwohl er am 12. Mai 1929 die aus Anlaß des Regimentsfestes der ehemaligen 42er in der Stadthalle in Greifswald aufgezogenen Reichsflagge heruntergerissen hatte. Erschwerend war noch ins Gewicht gefallen, daß Lange mit der Fahne sich in die Garderobe der Stadthalle begeben hatte und das Fahnenstück den Garderobierfrauen vor die Füße warf mit den Worten: „Was soll der Mist, den brauchen wir hier nicht.“

Die Republikanische Beschwerdestelle Berlin, die wegen des Vergehens gegen das damals noch gültige Republikanengesetz den Strafantrag gestellt hatte, hat den Oberstaatsanwalt, gegen das unverständliche Urteil Berufung eingelegt. Der Oberstaatsanwalt ersprach dieser Bitte, und nunmehr hat die Große Strafkammer in Greifswald am 8. Oktober Lange wegen der besonders rohen und verletzenden Beschimpfung an Stelle einer an sich verwickelten Gefängnisstrafe von einem Monat zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt.

### Dachstuhlbrand in der Potsdamer Straße.

#### In die Tiefe gestürzter Telegraphenmast hindert den Verkehr

In der vergangenen Nacht wurde die Feuerwehr nach der Potsdamer Str. 20/21, alarmiert, wo im Dachstuhl des Vorderhauses Feuer ausgebrochen war.

Nur nach 153 Uhr bemerkten Passanten, wie aus den Bodenluken dicke Rauchschwaden hervorbrachen; man alarmierte die Feuerwehr, die bei ihrem Eintreffen bereits einen ausgedehnten Brandherd vorfand. Das Feuer muß längere Zeit geschwelt haben, denn sämtliche Bodenkammern, in denen viel Gerümpel usw. lagerte, brannten lichterloh. Die Flammen wurden über eine mechanische Leiter und über das verquälte Treppenhaus mit mehreren Schlauchleitungen bekämpft. Inmitten der Löscharbeiten ereignete sich noch ein Zwischenfall, bei dem glücklicherweise niemand zu Schaden gekommen ist. Ein auf dem Dach des Hauses montierter großer Telegraphenmast stürzte krachend in die Tiefe und durchschlug die Oberleitung der Straßenbahn. Der Verkehr war dadurch längere Zeit lahmgelegt.

Gegen 4 Uhr waren die Löscharbeiten beendet und die Aufräumarbeiten konnten vorgenommen werden. Die Entstehungsursache des Feuers konnte nicht ermittelt werden.

Wetter für Berlin: Teils heiter, teils wolkig, nachts sehr kühl, Tagestemperaturen wenig verändert, westliche Winde. — Für Deutschland: In der südlichen Hälfte, von Morgennebeln abgesehen, heiter, im Norden heiter bis wolkig, Temperaturen überall wenig verändert.

### „Apothekenreform“.

In der „Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Ärzte“ sprach Rechtsanwalt Dr. Hamburger über die „Apothekenreform“. Die Ursache für die Ueberalterung im Beruf sowie für andere Mißstände im Apothekenwesen sind die aus dem Mittelalter übernommenen Privilegien und Konzessionen, die die freie Entwicklung des Apothekenwesens an approbierten Apothekern aus der Welt zu schaffen. Eine radikale Lösung im Sinne der Sozialisierung dürfte mit Rücksicht auf die politische Konstellation zurzeit unumgänglich sein. Genosse Hamburger empfiehlt daher als Notbehelf das beschränkte Wiedererfassungsrecht, d. h. jeder Apotheker soll nach 5 bis 10 Jahren das Recht haben, dort, wo er miß, eine Apotheke zu eröffnen — oder die Ueberführung der veräußerten Konzessionen in persönliche Konzessionen. Weitere Reformvor schläge betreffen die Notwendigkeit einer reichsgesetzlichen Regelung des Verhältnisses der Apotheken zu den Krankenkassen, das Reichsarszneimittelgesetz, die reichsgesetzliche Regelung des Spezialitätenverkehrs, Studierreform usw.